



Berlin, den 18. Februar 1899.

Fastenspeise.

Draußen leuchtet die warme Lenzsonne, das Quecksilber hüpfet auf dem Thermometer zwischen dem siebenten und dem achten Wärmegrad des wackeren Upsalers Celsius umher, in den berliner Miethkasernen sind alle Fenster weit geöffnet, betriebsame Wirthe haben die den Sommergarten markirenden Pflanzen aus dem Keller flink in den Hof geschafft und im Grunewald wurden die Fastnachtspannkuchen im Freien verzehrt. Die norddeutsche Menschheit begrüßt das Wunder dieses in den Februar hineingezauberten Frühlings wie ein unerhofftes Geschenk, das noch herrlichere Ueberraschungen verheißt, und läßt sich von dem Gedanken an den Märzschnee, der vielleicht bis Ostern fallen könnte, nicht schrecken. Der Pelz, den ein Mann von alter deutscher Art sonst bis Himmelfahrt trägt, hängt, mit Kampfhertütchen in allen Taschen, schon im Schrank, der gelbliche Sommerpaletot ist aus langer Haft erlöst und beherzte Damen zeigen mittags auf der Straße die prallen Taillen ihrer engen englischen Kleider. Ringsum sieht man vergnügte Gesichter und selbst die Leute, denen es nicht mehr gelungen ist, neue preußische Konsols zu 92 zu erstehen, schmunzeln munter in den Sonnenschein. Und dabei ist's mit der Faschingsfreude wieder einmal aus, die kümmerliche berlinische Karnevalskluft ist verbrannt und die ernste Fastenzeit hat begonnen. Schon regen sich in den katholischen Provinzen die Fastenprediger, der Bischof von Münster eifert gegen das böse Genie der Dichter und Denker und der Abgeordnete Langerhans redet so oft wie in den Tagen, da seine pariser Tante für die deutsche Politik noch pythische Bedeutung hatte. Soll man sich bei dem schönen Wetter dadurch die Laune verderben lassen? Oder Trübsal

blasen, weil ein paar löbtauer Arbeiter, die im Bierrausch in eine Schlägerei verwickelt wurden, ins Zuchthaus gesperrt worden sind? Unsinn: den unbotmäßigen Massen kann eine derbe Lehre nicht schaden; und der Arbeit gebende Unternehmer muß Herr in seinem Hause sein, — mindestens, bis es ihm einstürzt, wie neulich in Halensee, und ein Menschenhäuflein begräbt. Schlimmer ist schon, daß die Freisprechung des Herrn Alfred Dreyfus wieder zweifelhaft geworden ist. Paris ist für uns doch viel wichtiger als Löbtau. Dieser nichtswürdige Senatspräsident Quesnay de Beaurepaire, der sein Amt und den Anspruch auf Pension geopfert hat, um Artikel zu schreiben, für die er nicht einmal Honorar bekommt und die der seit Monaten als gewonnen betrachteten Sache plötzlich eine neue Wendung gegeben haben! Gern würde man ihm eine längere Ferienmuffe auf der Teufelsinsel gönnen. Immerhin kann man einstweilen zum Zeitvertreib wieder über die Verrottung der französischen Zustände wettern, sich wonnig in der heimischen Herrlichkeit spiegeln und die Wohlthaten preisen, die uns die deutsche Rechtsprechung in ihrer weisen Milde täglich gewährt. Nein: der Deutsche hat, selbst wenn er nicht ein bequader Märker oder ein für die Puppenallee geworbener Bildhauer ist, keinen Grund, in Sack und Asche zu trauern. Hat der Galiläer nicht den Fastenden zugerufen, sie sollten nicht sauer sehen wie die Heuchler? Und haben kluge Päpste und kleinere Kirchenfürsten nicht den Gläubigen erlaubt, während der Fastenzeit, sogar während der großen des jejunium quadragesimale, für die einzige Mahlzeit des Tages Fische, Eier, Milch, Butter und Käse auf den Tisch zu bringen, wenn sie nur das arge Fleisch mieden und lieber fleißig Fastenbrezeln aßen, die in Lauge gesottenen Braccellen, die, als gebackenes Symbol der zum Gebet verschlungenen Hände, seit den Kindheittagen der Christenlehre dem Auge der geweihten Sittenwächter wohlgefällig sind? Noch leben wir, trotz der thurm hohen Türkenfreundschaft, ja nicht nach der islamitischen Sitte und nach dem Koran, dessen zweite Sure während des Ramafans alle Mohammedaner zu strengem Fasten zwingt... Der verfrühte Venz läßt in froh gestimmten Menschen des fleischlichen Gelüsts wilden Urtrieb erwachen. An heiteren Ereignissen ist heute in Deutschland kein Mangel. Wir brauchen, um uns ihrer in Ruhe freuen zu können, einen Butterbrief, einen nach der Ordnung gestempelten Schein, der uns gestattet, die karge Fastenzeit mit etwas fetterer und würzigerer Speise zu unterbrechen.

Un wenn wir ihn hätten: was würden wir thun?

Aus dem Thiergarten sind noch nicht alle Bäume entfernt. Da könnten wir uns auf eine Bank setzen und der Frage nachsinnen, wie es aussehen

wird, wenn zwischen dem Großen Stern und der Siegessäule nur noch Puppen stehen. Kein Baum mehr, höchstens noch niederes Strebergesträuch, — und dazwischen lauter Burggrafen, Markgrafen, Kurfürsten und Könige im weißen Paradeanzug, mit ihren Marmorbankbeamten. Schatten wird der Berliner dann vergebens suchen; aber die Liebe zum angestammten Herrscherhaus wird er im Schweiß seines Angesichtes lernen. Die meisten Bäume sind schon gefällt; schreitet die Arbeit weiter so rüstig fort, dann wird man sich im Hochsommer bei den Zelten in die Lüneburger Heide träumen können. Schade, daß die Verwaltung öffentlicher Gärten nicht zum Ressort des Herrn von Pobjielski gehört. Eines Tages muß ja doch einer der hauptstädtischen Abgeordneten wegen der Verwüstung des Thiergartens interpelliren; dann würde der forsche Husarenhauptling, der im Parlament den Ton altberlinischer Possen, so zwischen Thomas und Bendix, anzuwenden liebt, sich von seinem Sitz erheben und ungefähr also im Namen der Staatsregierung sprechen: „Aber, meine Herren, die paar Baumstümpfe machen den Kohl doch nicht fett. Das Zeug stand ja nur im Wege, wie mir mitunter ein Fremdwort, dessen Sinn ich nicht kenne und um das ich doch nicht rumkommen kann. Ist ja Alles Unsinn! Schon ein inzwischen verstorbener Dichter, den Einige von ihnen, wie ich höre, sehr hoch schätzen, ließ eine feste berlinische Bolle die nur für Natur schwärmende Mutter fragen, was sie denn die irienen Beeme angingen. Sie wollen Wald? Machen wir: Fahren Sie für einen Groschen nach Hundeshele, dann haben Sie die Nase voll Wald und können sogar eine Ansichtpostkarte an die lieben Verwandten schreiben. So verdient der Eisenbahnonkel und der Postschwede auch was. Und wenn Sie auf dem Rückweg über den Kurfürstendam in 'Indien' einkehren und bei Schaurté Abendbrot essen, sehen Sie gleich die Stätte, wo ich zuerst Sozialpolitik großen Stils getrieben habe. Was? In der Stadt soll der Wald sein? Mitten drin? Hast Du Worte? Hast Du Löbne? Nehmen Sie mirs nicht übel, aber ich verstehe wirklich nicht, wie man solchen Sums machen kann. Ein Wald in der Stadt? Wenn ich nicht fürchten müßte, gegen die Sitte des Hohen Hauses zu verstoßen, würde ich mit dem modernsten Poeten fragen: 'Ist denn kein Stuhl da für meine Hulda?' Ein königlicher Park, den die gnädige Freigiebigkeit des Allerhöchsten Herrn in ein dynastisches Museum umwandeln will, ist doch kein Kindergarten und kein Bummelrparadies. Uebrigens ist die Abholzerei für die Dienstsprizen ja sehr amüsabel. Und schließlich bin ich nur meinem Vorgesetzten für meine Anordnungen Rechenschaft schuldig und kann riesig efflig werden, wenn mir ein Unbefugter in die Parade fährt.“ Herr Kügler, der Direktor im Kultusministeri-

um, würde bei solchen Worten auf seinem Referentenstuhl erzittern und einen ängstlichen Blick auf Herrn von Hammerstein-Logten werfen, dem er neuerlich so allerliebste heimgeleuchtet hat. Und der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, dessen Olympierhaupt eine sehr sonderbare Nationalökonomie und Verkehrspolitik entkeimt ist, würde, rathlos zwischen Freude und Verlegenheit schwankend, noch weniger als sonst wissen, ob er mild oder schroff aufzutreten, die Agrarier streicheln oder schmähen und die unverantwortlichen Reichsbeamten mit süßen oder mit bitteren Sätzen bewirthen solle. Wenn am Tag vor der Fastnacht acht Grad Wärme verzeichnet werden und der Wochenschluß wieder Schnee bringen kann, ist selbst für den Schmiegsamsten schwer, stets nach dem richtigen Thermometerstand gekleidet zu sein. Um Allen zu gefallen, muß man die lächelnde Behendigkeit des Herrn von Bülow besitzen, der, wie es heißt, dem Deutschen Reich schon wieder einen beträchtlichen politischen Erfolg erredet hat und deshalb im Ausland mit verdächtigem Eifer gefeiert wird, oder die Geduld des Herrn Kirschner, der wie ein artiges Kind auf den Tag seiner Konfirmation wartet und gewiß noch bestätigt wird, wenn er vor den Gräbern der Barrikadenkämpfer statt der bedenklichen erst die harmloser klingende Inschrift angebracht haben wird: „Für Männer!“ Dann wird sogar der gute Herr von Lucanus den reinigen Sünder nicht mehr über die Achsel ansehen, sondern, so oft er ein Bedürfnis nach Erleichterung spürt, in heiterer Erinnerung an den Friedrichshain stöhnen: „Die Inschrift! Die Inschrift!“

... Im entlaubten Thiergarten kommt man auf unerlaubte Gedanken. Der Butterbrief würde den Bittenden gewiß nicht gewährt, damit sie den Fasten dispens zu hämischen Glossen über Staatssekretäre, Minister oder gar Hofdienstboten benutzen. Aschermittwoch ist vorbei, der *carrus navalis* rollt nicht mehr durch das deutsche Land, mit dem plumpen Maskenballspieß ist auch das Faschingsrecht freimüthiger Narren zum Schweigen gebracht und das *petit cochon* und die *demoiselles à marier* der Frau Jvette Guilbert haben den Reiz der Neuheit verloren. Siebt es denn nirgends mehr einen Unterstand, wo der nach bitternisloser Heiterkeit Langende rasten und sich, ohne Winterpaletot, ins Sonnenland der Confetti versetzt glauben kann?

Einem Pstiffigen kam der Einfall, den als Gast des Kaisers in Berlin weilenden Fürsten von Monaco aufzusuchen. Die noch nicht verhafteten Direktoren des Klubs der Harmlosen sind, so dachte er, sämmtlich schon interviewt; aber Albert Honorius Karl, von Gottes Gnaden Fürst von Monaco, der auf dem Hundekopf residirt, wo einst dem Hercules Monoecus ein Tempel ragte: darauf ist noch Keiner gekommen. Der Jar hat sich nicht ge-

scheut, sein modernes Denken dem Journalisten Stead zu erschließen und offen zu sagen, wie gering ihm der Werth der gepriesenen politischen Wädhle-
reien unserer Tage scheint. Vielleicht würde auch der Selbstherrscher aller
Monegassen ein Bißchen den Schleier lüften, der das Geheimniß seines
Sinnens den Blicken verhält. Er schreibt ja selbst, spielt nach Monarchen-
art gern den Maecen und seine liebe Frau, Marie Alice, geborene Heine, ver-
witwete Richelieu, protegirt einen merkwürdig unmusikalischen Musiker, der
nicht immer, wie seit ein paar Jahren, Isidor de Lara hieß und den die Für-
stengemächer in Monte Carlo so häufig gastlich umfassen, daß böse Vuben
schon an die Palastpforte schrieben: Ici dort de Lara! Ein Verfahren we-
gen Majestätbeleidigung wurde nicht eingeleitet. Sonst wäre am Ende irgend
ein Labori aus Paris gekommen und hätte vor vergnügt schmunzelnden Ga-
zardspielern und Horizontalen die Familiengeschichte der Grimaldis, der ersten
Fürsten von Monaco, und ihrer Erben, der Grafen Goyon-Matignon, erzählt.
Dynastische Legenden müssen mit Vorsicht behandelt werden; und in einem
Lande, dessen Flächenraum 21 Quadratkilometer umfaßt und dessen Bevöl-
kerung fast 13 400 Köpfe zählt, sprechen entschleierte Geheimnisse sich schnell
herum. Auch in Berlin würde der Fürst darüber gewiß nicht plaudern. Viel-
leicht über Tiefseeforschungen oder über ein anderes, eben so gelehrtes und
langweiliges Thema aus dem Bereich der Naturwissenschaft, den er als emsi-
ger Dilettant mit seiner Herzensneigung beglückt. Einerlei: die Leser lechzen
nach Lustigem, nach im stärksten Lokalanzeigerstil Sensationellem, das ihnen die
Aischermittwochsstimmung verschleuchen und sie für den hellen Februarsonnen-
schein noch empfänglicher machen kann. Albert Honorius Karl muß helfen.

Er stand in Regentenhaltung einem Spiegel gegenüber, in den er ab
und zu einen tiefensten Blick warf. Ueber seinem Fenster wehte die roth-
weiße, horizontal gestreifte Landesflagge. Auf dem Tisch lag eine Brieftasche
mit dem Rautenwappen in Silber und Roth. Eine echte Monarchengestalt
von erhabenem Adel in den feinen, geistvollen Zügen.

„Denken Eure Hoheit gar nicht daran, in den Kreis der Kulturstaaten
einzutreten und Ihrem arbeitsamen und reisenden Volk eine Verfassung zu geben?“

Seine Hoheit geruhten, mild zu lächeln. „Nein, daran denke ich nicht.
Sehen Sie sich um in meinem Reich: da blüht des Bürgers Glück in nie be-
wölkttem Frieden; und dieses Glück gönne ich meinen Monegassen. Uebrigens
würde ich mich nicht für berechtigt halten, auch nur den kleinsten Theil der Mon-
archengewalt zu opfern, die mir durch Gottes Gnade anvertraut ist und für
deren Gebrauch ich allein dem Höchsten verantwortlich bin. Im europäischen

Westen werden die Allerhöchsten Herren ja schon vom Böbel in ihren Rechten bedrängt. Und im Süden bin ich, außer dem Sultan und Nisi von Montenegro, eigentlich heute schon der einzige absolute Herrscher. Ich habe einen Generalgouverneur, einen Staatsrath, in dem sieben Komparfen sitzen, und einen Gerichtshof, dessen Mitglieder unabsehbare sind. Scheinbar ist die Verantwortlichkeit also auf Andere abgewälzt. In Wirklichkeit bestimme ich Alles selbst und lasse mir nicht dreinreden. Nur um das Zollwesen kümmerge ich mich nicht und überlasse es den Franzosen. Das mir nöthige Geld liefert der Kasinopächter in Monte, — und im Uebrigen interessiren die Finanzsachen mich nicht. Mein Volk hat Alles, was sein Herz begehrt. Sogar für die religiösen Bedürfnisse so ge ich, halte einen Bischof, Diakone und Acolyten und leiste in meiner Kathedrale Zusenerungen, deren sich Ihr Hofausstattungstheater nicht zu schämen brauchte. Für das leibliche Wohl der Bevölkerung sorgt die Administration des Jeux, die den Leuten so viel zu verdienen giebt, daß sie sich mit der kummerlosen Lustigkeit gepugter Opernchoristen unter den Fremden bewegen können. Was soll ihnen eine Verfassung nützen? An demokratischen Einrichtungen fehlt es uns nicht. Wie vor Gott, so sind auch vor dem Croupier Alle gleich. Kein Unterschied des Ranges und der Klasse gilt, wenn der Ruf erschallt: Rouge gagne et la couleur! Und Sie haben vielleicht einmal gehört, daß selbst dem Marquis von Salisbury an der Kasinothür der Eintritt verweigert wurde, weil er im abgetragenen Jacket erschien. Die Kulturvölker kommen zu uns, die Schwindfüchtigen, Bronchitischen und Geldgierigen; wozu sollen wir ihrem Beispiel nachstreben, dessen Unheilbarkeit mir nicht einleuchten will? Meine Unterthanen brauchen sich nicht zu quälen — das Bischen Export von Thonwaaren und Parfumerien spielt keine Rolle —, ihnen fällt, ohne daß sie sich anstrengen, Alles in den Schoß. Euer festländischer Konstitutionalismus ist ja doch nichts als eine vergoldete Lüge, die ein Fürst von Gottes Gnaden immer nur widerwillig dulden wird. Fragen Sie in La Turbie, in Gze oder in der Residenz Monaco, ob die Leute sich nach einem Parlament sehnen! Ich betrachte mich als den Vater meiner Vandeskinder, von denen jedes meinem Herzen gleich nah steht und zu jeder Stunde ein offenes Ohr bei mir findet. Ich faullenze nicht. Sehen Sie: eben habe ich von hier aus telegraphisch regirt; da liegt noch das Brouillon. Es handelt sich um eine Maßregel ausgleichender Sozialpolitik. Bisher mußten die Fremden, wenn sie nach elf Uhr abends weiterspielen wollten, nach Nizza fahren. Ich habe angeordnet, daß ihnen künftig die ganze Nacht hindurch in Monte Carlo Gelegenheit gegeben wird, sich im Trente et Quarante und in anderen nützlichen Spielen zu üben.“

„Bei solcher großherzigen Gesinnung werden Eure Hoheit gewiß geneigt sein, den edlen Plan des Kaisers von Rußland zu fördern?“

„Persönlich bin ich an der Sache nicht sehr interessirt. Ich unterhalte zwar eine Armee von 121 Mann, glaube aber nicht, daß ich in der Lage wäre, die Zahl zu verringern, denn die Leute sehen in ihren bunten Uniformen gut aus und man würde am Ende sagen, ich wolle knausern. Doch werde ich, wenn eine Einladung an mich ergeht, die Abrüstungskonferenz beschicken. Viel wird dabei freilich kaum herauskommen. Ich theile völlig die Ansicht Ihres Kaisers: so lange die Menschheit nicht von der Erbsünde erlöst ist, werden die einzelnen Individuen und Völker einander mit allen List und Gewaltmitteln zu übervorthailen suchen. Diese Erwägung hat mich ja auch bestimmt, das Spiel in meinem Kasino nicht zu hindern, trotzdem ich deshalb überall angegriffen und, höchst ungerecht, schnöder Gewinnsucht bezichtigt werde. Kann ich die lues ludendi ausrotten? Oder kann es mein gekrönter Vetter, der König Cleopold, der in Ostende ja auch mindestens ein Auge zudrückt? Ist nicht verständiger, den Spieltrieb, da er einmal vorhanden ist, in geordnete Bahnen zu lenken und der society, der guten und schlechten Gesellschaft aller Welttheile, die Möglichkeit des raschen Profites und einer Nerven-erregung zu bieten, die sie nicht mehr entbehren kann und, wenn man ihr die Prunksäle sperrte, in dunstigen Spelunken befriedigen würde? Mein Volk lebt behaglich von den Lastern der anderen; und wenn ich mich über die Zeichen der Zeit nicht täusche, sind die Handelsvölker der alten und neuen Welt in ihrem politischen Streben von meinem System nicht mehr weit entfernt.“

Albert Honorius Karl hatte geendet. Als das Interview am anderen Morgen erschien, fanden die Leser, es stehe nichts Sensationelles drin. Sie hatten geglaubt, der monegasische Autokrat sei als Sachverständiger nach Berlin geladen worden, um mit seiner reichen Erfahrung die langwierige Untersuchung gegen den Klub der Harmlosen in etwas schnelleres Tempo zu bringen, und gehofft, nun endlich Authentisches über den berühmten Hotelportier und seine weibliche Kundschaft zu hören. Politische und moralische Betrachtungen: Brer! Das schmeckt nach Fastenzeit, mindestens nach den Semi-sejanien. Draußen leuchtet die warme Venzsonne und an heiteren Ereignissen fehlt es im Deutschen Reich nicht. Nur ist noch immer der Butterbrief nicht ins Land gegangen, der den Bürgern gestattet, die vaterländischen Zustände, ohne den großen Kirchenbann fürchten zu müssen, in ihrer wahren Komik zu sehen.



Der deutsch-böhmische Sprachenstreit.

Es geht schlecht in Oesterreich. Seit zwei Jahren stagnirt die parlamentarische Arbeit, mit dem § 14 kann nur das Nothwendigste erledigt werden und Alles leidet darunter. Gewiß: auch das beste Parlament zaubert kein Paradies hervor, aber der Mangel jeder gesetzgeberischen Thätigkeit ist doch an und für sich ein großes Uebel. Dazu kommt die Sorge um die Zukunft. Wie lange werden diese unhaltbaren Zustände noch dauern? Das Getreide wächst, die Fabriksschote rauchen, die Werktagarbeit geht ihren gewohnten Weg, — aber auf Allen liegt die dumpfe Sorge, wie es werden wird, unterbindet die Thatkraft der Unternehmungslustigen und hemmt jeden kühnen, vorwärts führenden Schritt. Und diese Krise muß das ohnehin zurückgebliebene Oesterreich in einer Zeit durchmachen, da ringsum Welten erobert werden und Alles sich wirthschaftlich drängt und rüftet, um Weltpolitik zu treiben. Bei den Einen führen bereits die Radikalsten der Radikalen das Wort und bei den Anderen werden sie, wenn die heutigen Zustände fortbauern, auch sehr bald an die Spitze treten. Die Vernünftigen, Besonnenen, Gemäßigten flüchten sich erschrockt in den Hintergrund. Gegen die neuen Helden kommen sie nicht auf. Humanität, Toleranz sind in Verruf erklärt: der Nationalitätenkampf nimmt die erschreckenden Formen eines Rassenkampfes an.

Dem, der noch nicht alle Sehnsucht nach einem friedlichen Zusammenleben zweier Kulturvölker verloren hat, wird bang um die Zukunft. In diesem wilden Kampfe muß Oesterreich zu Grunde gehen, wenn nicht rasch ein Ende gemacht wird. Von unten oder von oben. Aber ein Ende muß der Streit finden.

In der letzten Zeit wird wieder von Verständigungsversuchen gesprochen und es wird vielleicht nicht ohne Nutzen sein, die Streitpunkte näher zu beleuchten, — so objektiv, wie es eben Einer kann, der mitten im Kampfe steht.

Der nationale Streit in Böhmen ist so alt wie das österreichische Verfassungsleben. Der erste Versuch, ihn durch eine Verständigung zu schlichten, die sogenannten Wiener Punktationen vom Jahre 1890, mißlang. Abgesehen davon, daß man den Fehler beging, die Jungtschechen nicht zuzuziehen, konnte es nicht anders kommen, weil man die Grundlage einer jeden Verständigung, die Sprachenfrage, in suspenso ließ. Hätte man damals den guten Willen gehabt, die Sprachenfrage so zu lösen, wie es die Besonnenen und Gemäßigten auf beiden Seiten heute vielleicht gutheißen würden, die Entwicklung der neuesten Geschichte Oesterreichs wäre eine andere geworden. Gegen die Zweitheilung des Landes Schulrathes, des Landeskulturrathes, überhaupt gegen die nationale Autonomie an sich sträubten sich die Tschechen keineswegs, aber den äußersten Widerstand mußten sie einer Lösung dieser Fragen entgegen-

sehen, wenn nicht eine gerechte Lösung der Sprachenfrage voranging. Sonst würde die nationale Autonomie, namentlich eine solche mit Kurien und dem Vetorecht, für alle Zeiten ein Hinderniß dieser Lösung geworden sein. Die Tschechen können nicht zugeben, daß ihre Volksgenossen in den deutschen Gebieten Böhmens ihr Recht in fremder Sprache suchen müssen und daß sie in irgend einem Theil Böhmens die staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Rechte in Bezug auf Amt und Schule entbehren sollen. Möge man das historische Recht der Länder der böhmischen Krone in Bezug auf seine staatsrechtliche Wirksamkeit anfechten: das Vorhandensein eines Königreiches Böhmen, als Grundlage der Verfassung und mit allen Konsequenzen für die Gleichberechtigung der landesüblichen Sprachen, werden sich die Tschechen nicht streitig machen lassen. Um so weniger, als sie nach ihrer Ansicht nur auf einem gesetzlich geltenden Recht bestehen, worin ihnen der oberste Gerichtshof in seiner neuesten Plenarentscheidung bekanntlich beigetreten ist.

Die Deutschen bestreiten dieses Recht auf Gleichberechtigung im ganzen Lande. Das Wort „landesüblich“ des Artikels XIX der Verfassung interpretiren sie als „ortsüblich“ und sie haben alle Sprachenverordnungen, die im Sinne der Gleichberechtigung ergangen sind, von Stremayr bis zu Badeni und Gautsch, auf das Allerentschiedenste bekämpft. Sie wollen es in den deutschen Bezirken Böhmens so gestaltet wissen wie in Salzburg, Oberösterreich u. s. w., die deutsche Sprache soll die alleinige Geschäftssprache sein, die böhmische eine fremde, nicht anders als eine jede sonstige nichtdeutsche Sprache. Um möglichst viele rein deutsche Bezirke zu haben, wollen sie eine territoriale Abgrenzung. Es giebt auch Solche, die eine abgesonderte Verwaltung für die deutschen Gebiete verlangen und aus dem Titel der Staatsprache den Anspruch auf Vorrechte für die deutsche Sprache selbst in tschechischen Bezirken schöpfen.

Möge es mir gestattet sein, beide Standpunkte etwas näher zu prüfen. Bei der Forderung eines ausschließlich deutschen Sprachgebietes übersieht man nach meiner Ansicht einen wichtigen Umstand: das Zueinandergreifen der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung der beiden Gebiete. Das deutsche Grenzgebiet, rauher, gebirgiger, weniger fruchtbar, war von je her auf die Industrie angewiesen und eine der Hauptursachen seiner Blüthe und seines Reichthumes war die Wirtschaftsgemeinschaft mit dem reichen agrarischen Centrum des Königreiches, das von den Tschechen bewohnt war. Das war das natürlichste, nächste Absatzgebiet für die deutsche Industrie, aber auch das Reservoir für die in den deutschen Fabriken nothwendigen Arbeitskräfte. Und auch seitdem die deutsche Industrie eine Exportindustrie geworden, ist das böhmische Absatzgebiet wichtig für sie geblieben; außerdem ist die überschüssige böhmische Agrarbevölkerung nach wie vor für die deutschen Fabriken, für den reichen Bergbau geradezu unentbehrlich. Auf der anderen Seite hat

selbstverständlich die böhmische Landwirtschaft aus den Bedürfnissen der konsumtionkräftigen industriellen Bevölkerung ihren großen Nutzen gezogen. Das ist eine natürliche Wechselwirkung — durch die geographische Lage und Konfiguration und durch Jahrhunderte lange Anpassung bedingt —, die zu zerstören ein Wahnsinn wäre, weil es beiden Theilen nur Schaden bringen würde.

Diese wirtschaftlichen Vorbedingungen des Zusammenlebens beider Nationen im Königreich Böhmen sind es, die eine oberflächliche Beurtheilung so leicht vergiftet und die jeden Vergleich mit Salzburg, Oberösterreich, Kärnten ausschließen. Möchten etwa die Deutschen in Böhmen auch in wirtschaftlicher Hinsicht mit den Bewohnern der Alpenländer gleichgestellt sein? Oder kann Jemand bestreiten, daß ihre wirtschaftliche Kraft gerade durch ihre Zugehörigkeit zu einem wirtschaftlichen Gebiet mit hochentwickelter Agrikultur bedingt war und es noch lange sein wird? Endlich: wird Jemand leugnen können, daß dieses wirtschaftliche Zueinandergreifen und diese Abhängigkeit zweier Nationen von einander in den Sprachverhältnissen zum Ausdruck kommen muß, daß es eine gegenseitige sprachliche Duldung geradezu erfordert?

Die Deutschen fühlen allerdings auch die Unentbehrlichkeit der tschechischen Einwanderung in ihre Gebiete, aber sie fürchten, wie sie behaupten, die Tschechisierung. Aber doch wohl nicht die Tschechisierung der Deutschen. Das wäre widersinnig, denn die Deutschen sind die wirtschaftlich Stärkeren, also zum nationalen Wettkampf besser ausgerüstet als die tschechischen Arbeiter und Kleingewerbetreibenden. Sie können also nur fürchten, daß die Tschechen durch die ihnen im amtlichen Verkehr gewährleisteten sprachlichen Rechte von der Assimilierung an die Deutschen zurückgehalten würden, und sie fürchten weiter, daß die amtirenden Tschechen sofort ein Element der nationalen Propaganda werden würden, so daß mit der Zeit die deutschen Bezirke ihren ausschließlich deutschen Charakter verlieren könnten. Was nun die Beamten anbelangt, wäre vielleicht die Gefahr nicht so groß, weil es doch nicht ausgeschlossen ist, daß ein Theil der deutschen Beamten die tschechische Sprache erlernt, — und die Tschechen werden sicher die Beamtenposten in deutschen Bezirken nicht aufsuchen; denn es ist nicht gerade angenehm, unter einer feindlichen Bevölkerung Beamter zu sein. Daß die zuströmenden Tschechen sich assimiliren, können die Deutschen aber überhaupt nicht mehr erreichen.

Die Arbeiter, die kleinen Gewerbeleute lassen sich ja heutzutage nicht so leicht entnationalisiren, einen Organisator finden sie unter sich leicht genug — man sieht ja, daß man im nationalen Kampfe ohne besondere Bildung und Geistesgaben auch der Führer eines ganzen, großen und kulturell hochstehenden Volkes sein kann —, und wenn eine Gefahr für die Deutschen wirklich da ist, so wird sie auch durch das nur auf der Oberfläche wirkende Mittel einer ausschließlich deutschen Amtssprache nicht aufgehalten werden können.

Auf der anderen Seite können die Tschechen ihre Forderung nicht aufgeben, in ganz Böhmen in ihrer Sprache bei allen staatlichen Behörden ihr Recht zu finden. Die Einheit des Landes in dieser Beziehung kann keine tschechische Partei und kein tschechischer Politiker aufgeben. In dem einzigen Königreich und in der Gleichberechtigung beider Völker wurzelt alles tschechische Staatsbewußtsein und das Aufgeben dieser Forderung würde weder den Befehlen noch der Zweckmäßigkeit entsprechen. Wäre man selbst zu einem solchen Opfer geneigt, so würden es aber auch soziale und wirtschaftliche Gründe verhindern. Umgekehrt liegt die Sache für die Deutschen. Selbst wo sie in tschechischen Bezirken ihrem Gewerbe nachgehen, sind sie die wirtschaftlich Stärkeren. Die Deutschen im tschechischen Gebiet sind meist Industrielle, Kaufleute, industrielle Beamte, die Tschechen im deutschen Gebiet, wie bereits erwähnt, meist Arbeiter und Kleingewerbetreibende. Die Deutschen können sich daher im Falle der Noth viel eher durch bezahlte Anwälte vertreten lassen und werden auch bei tschechischen Behörden immer Beamte finden, die des Deutschen mächtig sind. Die Tschechen haben mit Hunderttausenden ihrer Stammesgenossen zu rechnen, die in den deutschen Bezirken arbeiten, und können die sprachlichen Rechte dieser wirtschaftlich Schwachen und Bedrängten nicht aufgeben. Eben so wenig darf Das der Staat. Der Arbeiter, der kleine Gewerbetreibende, der die deutsche Sprache wenig oder gar nicht beherrscht und dem man doch den Rechtsschutz und die Fürsorge der staatlichen Verwaltung nicht weigern kann, hat nach Recht und Billigkeit einen Anspruch darauf, in seiner Sprache Recht und Beistand zu finden. In dem Zeitalter, das sich mit Vorliebe das sozialpolitische nennt, sollte es für ausgemacht gelten, daß der Arbeiter die selben staatlichen Rechte haben muß wie die übrigen Staatsbürger; hat er doch auch die selben Pflichten, vor Allem durch die indirekte Besteuerung und die Wehlast.

Allerdings wenden die Verfechter der Zweitheilung in Böhmen ein, der Arbeiter solle Deutsch lernen. Nun, Das ist leichter gesagt als gethan und man hat ja im letzten Sprachenstreit bis zum Ueberdruß von jener Seite gehört, daß es für den Deutschen, der Beamter werden will, eine ungeheure Zumuthung sei, Tschechisch zu lernen. Der tschechische Arbeiter kommt nicht als Bettler, sondern, um zu arbeiten, und er muß sich sein Brot hart genug verdienen. Der deutsche Unternehmer zieht aus dieser Arbeit seinen Gewinn und kann ohne den tschechischen Arbeiter überhaupt nicht existiren. Uebrigens hat der Staat, da es sich nicht um Einzelfälle, sondern um Massenerscheinungen anderssprachiger Minoritäten handelt, sich einfach den Thatsachen anzupassen und seine Aemter so einzurichten, daß sich die Aemter der Bevölkerung unterordnen, nicht umgekehrt. Oder sollen die tschechischen Arbeiter, weil sie der deutschen Sprache meist unkundig sind, faktisch rechtlos sein?

Das wird kein gerecht denkender Deutscher verlangen können, namentlich nicht, wenn er ein Herz für die wirtschaftlich Schwachen hat, deren soziale Hebung schlecht damit anfinge, daß man ihnen ihre Sprache nimmt.

So stehen die beiden Ansichten einander schroff gegenüber. Und es giebt doch vielleicht eine Vermittlung zwischen beiden; nur darf man sich nicht gerade an die Extreme halten. Die badenischen Sprachenverordnungen, die Allen, die künftig in Böhmen Beamte werden wollen, die Kenntniß beider Landes Sprachen vorschrieben und die Durchführung einer jeden Amtshandlung in der Sprache der Eingabe anordneten, gingen von der Voraussetzung aus, daß damit auch eine sachlich richtige Geschäftsführung am Besten gewährleistet sein würde. Entscheidungen auf Grund von Uebersetzungen sind immer unbewußten und unbeabsichtigten Fehlern preisgegeben. Die Agitation, die gegen diese Verordnungen entfacht wurde, operierte mit dem Losungsworte, daß die Deutschen zur Erlernung der böhmischen Sprache gezwungen werden sollten, obgleich in Wahrheit Niemand gezwungen wurde als Diejenigen, die Beamte werden wollten, und es gelang leider, das einzig vernünftige und für den staatlichen Dienst einzig erspriechliche Projekt unmöglich zu machen, — das einzige, wenn bei der Regelung der Sprachenfrage auf die Zustimmung der Deutschen nicht verzichtet werden soll. Baron Gautsch hat die badenischen Sprachenverordnungen aufgehoben und Böhmen in drei Sprachzonen getheilt, eine rein deutsche, eine rein tschechische und eine gemischte Zone. Jedermann kann bei staatlichen Behörden im ganzen Lande in seiner Sprache Recht suchen und finden, aber die innere Landesprache richtet sich nicht mehr nach der Sprache der Eingabe, sondern nach der Sprache des Amtes und nur in den gemischten Bezirken nach der Sprache der Eingabe. Wie man sieht, erfuhr damit das Prinzip der von den Tschechen verteidigten absoluten Gleichberechtigung eine sehr weitgehende Einschränkung zu Gunsten der Einsprachigkeit der nationalen Gebiete. Und die Tschechen haben zwar diese Sprachenverordnung nicht gebilligt, weil sie keine Ursache hatten, den rein prinzipiellen Standpunkt aufzugeben, ohne dafür die Zustimmung der Deutschen zum sprachlichen Frieden einzutauschen, aber sie haben deshalb die Regierung nicht angegriffen und sind auch nicht in die Opposition gegangen.

Die Absichten des Grafen Thun sind offiziell nicht kundgegeben worden, aber man wird kaum fehl gehen, wenn man annimmt, daß sie auf eine weitere Milderung des starren Prinzips der absoluten Gleichberechtigung gerichtet sind, namentlich für Bezirke, in denen die nationalen Minoritäten sehr klein sind; und auch wegen dieser Absicht haben die Tschechen dem Grafen Thun die Freundschaft nicht gekündigt. Aus der Ruhe, mit der die jungtschechische Partei die Politik des Grafen Thun beurtheilt hat, läßt sich doch schließen, daß die Tschechen um des Friedens willen nicht abgeneigt wären, über eine

Milderung der Schlußfolgerungen aus dem Prinzip der absoluten Gleichberechtigung zu verhandeln und eine Lösung zu suchen, die früher vielen Deutschen für annehmbar galt und noch heute Denjenigen, die überhaupt den Frieden wollen, dafür gilt. Kann auch von der Gleichberechtigung als Grundlage nicht abgegangen werden, so ist es doch möglich, lokale Verhältnisse dort zu berücksichtigen, besonders da, wo die schwächere Nationalität nur ganz sporadisch vertreten ist. Nur dürfte da nicht einzig die sesshafte Bevölkerung in Betracht gezogen werden, denn dabei würden national und sozial die czechischen Arbeiter zu kurz kommen. Freilich muß berücksichtigt werden, daß nach dem neuen österreichischen Heimathgesetz Sesshaftigkeit viel früher und viel leichter erworben wird als vorher. Aber in diesen Konzessionen an den vorherrschenden nationalen Charakter deutscher und böhmischer Bezirke müßte eine vollständige Gleichheit, namentlich in Bezug auf die innere Amtssprache und den sprachlichen Charakter des Amtes überhaupt, durchgeführt werden. Ein Vorrecht der deutschen Sprache in den böhmischen Bezirken kann aus dem Titel der Staatssprache oder einer allgemeinen Verständigungssprache nicht gefolgert werden.

Alle diese Ausführungen beanspruchen nichts Anderes zu sein als die logischen Konsequenzen der Haltung der jungczechischen Partei; eben deshalb aber werden sie wohl kaum Lügen gestraft werden. Und man wird so gerecht sein müssen, anzuerkennen, daß, wenn die Czechen zu solchen Konzessionen bereit sind, sie im Interesse des Friedens und des gemeinsamen Vaterlandes mehr thun, als wozu sie nach Lage der Dinge verpflichtet wären; denn sie bilden die Majorität der Bevölkerung des Landes, stehen kulturell und wirtschaftlich den Deutschen in Böhmen nicht nach und haben für die strikte Gleichberechtigung Recht und Gesetz auf ihrer Seite.

Es wäre nur zu wünschen, daß auch die Deutschen von ihrer Forderung der territorialen Zweitheilung, die ja ohnehin sehr neuen Datums ist und im Anfange sehr gewichtige deutsche Stimmen gegen sich gehabt hat, abgehen und sich mit der nationalen Autonomie begnügen wollten. Nationale, nicht territoriale Autonomie beider Völker in Böhmen ist die richtige Lösung. Eine territoriale Theilung ist schon geographisch ein Unding und die administrative Leitung der deutschen Bezirke und Grenzbezirke von irgend einem Punkte Deutschböhmens aus wäre geradezu ein administratives Monstrum. Vom staatlichen Standpunkte wäre eine solche Zweitheilung offenbar eine Gefahr, die man nach den üblen Erfahrungen in den italienischen Grenzgebieten kaum heraufbeschwören wird, namentlich, wenn man das offen verkündete Programm der extremsten Deutschradikalen ins Auge faßt. Und wirtschaftlich würde eine solche Zweitheilung Gegensätze entfesseln, die für die Harmonie des deutschen industriellen Gebirgslandes und der czechischen Ebene mit ihrem Ackerbau und ihrer landwirtschaftlichen Industrie ver-

hängnißvoll werden könnten. Böhmen stellt eine so bevorzugte wirtschaftliche Einheit dar, daß es nur des einträchtigen Zusammengehens der Nationalitäten bedürfte, um das Uebergewicht Böhmens in Oesterreich zur Thatsache zu machen. Ferner läßt sich die nationale Scheidung auch deshalb nicht rein durchführen, weil gewisse gemischte Bezirke in Folge der Abhängigkeit der deutschen Industrie von den czechischen Arbeitkräften überhaupt nicht einheitlich abgezirkelt werden können. Auch würden die Czechen die Einheit des Königreiches bis zum Aeußersten vertheidigen; und ihre Widerstandskraft zu unterschätzen, wäre ein eben so folgenschwerer Fehler, wie zu glauben, daß man die Deutschen zum Zweck einer Czechisirung drücken dürfe. Endlich würde, wie schon erwähnt, eine Theilung des Landes den Deutschen nicht einmal jene Erfolge bringen, die sie davon erhoffen. Eine ausgedehnte Germanisirung der czechischen Arbeiter ist heute nicht mehr möglich. So stark werden die Deutschen in dem gemischtsprachigen Oesterreich, wo sie nur eine Minorität der Bevölkerung, wenn auch eine kulturell und wirtschaftlich sehr bedeutsame, bilden, nie mehr sein, um den Czechen das Versamlungs- und Vereinsrecht zu beschränken; sie werden sich auch der Errichtung czechischer Schulen auf die Dauer nicht zu widersetzen vermögen, weil sie die bestehende Schulgesetzgebung nicht umstoßen können, und statt des erhofften Friedens müßten sie eine noch intensivere Agitation der Czechen gewärtigen. Ja, die nationale Bewegung unter den Arbeitern würde schließlich so stark werden, daß selbst die Sozialisten genöthigt wären, für die sprachlichen Rechte der böhmischen Arbeiterschaft einzutreten.

Wenn Dieser oder Jener unter den Deutschen den Frieden nicht will oder nicht brauchen kann, dann allerdings mag er die Forderung nach administrativer Theilung des Landes aufrechterhalten. Soll jedoch Friede werden in Böhmen, dann ist der Weg dazu nur die nationale Autonomie beider Völker. Der Anfang ist schon gemacht und hat sich im Großen und Ganzen nicht schlecht bewährt: ich meine die Theilung des Landes Schulrathes und des Landeskulturrathes in böhmische und deutsche Sektionen. Und wenn dagegen die Jungczechen einst mit so erbitterter Entschiedenheit gekämpft haben, daß die weitere Durchführung der wiener Vereinbarungen eingestellt werden mußte, so hatte Das seinen Grund nur darin, daß diese neuen Institutionen ein integrierender Theil der Punktationen waren, die, wie schon erwähnt, die Sprachenfrage nicht nur vollständig ungelöst ließen, sondern auch die Erfüllung der legitimen Ansprüche der Czechen auf die Gleichberechtigung in unabsehbare Ferne rückten. Wünschenswerth wäre allerdings — nebenbei bemerkt —, daß im Landeskulturrath nicht nur das national Trennende, sondern auch das wirtschaftlich Einigende so viel wie möglich gepflegt und daß ein gemeinsames Vorgehen in allen Fragen herbeigeführt würde, in denen es sich um

große, weit ausgreifende Reformen, um Schaffung von Institutionen, deren die böhmische und die deutsche Landwirtschaft gleichmäßig bedürfen, und um Verteidigung gegen fremde Konkurrenz, die ja Beide bedroht, handelt.

Die Idee der nationalen Autonomie, die hier in ihren Anfängen verkörpert ist, könnte weiter ausgebildet werden. Wenn die Sprachenfrage in Böhmen auf Grund beiderseitigen Einverständnisses oder in Ermangelung eines solchen auf irgend einem anderen Wege unter billiger Berücksichtigung lokaler Verhältnisse durch ein unumstößliches Gesetz geregelt würde, wenn ein Gesetz für die Schulen der Minoritäten Errichtung und Erhaltung dahin regelte, daß der erforderliche Aufwand auf das ganze Land oder auf die Rechnung der national getheilten Steuerleistung übernommen würde, um einen der Hauptgründe für das Unbehagen der gemischtsprachigen Städte zu beseitigen, die nach den jetzigen Gesetzen Schulen für die Minoritäten nach langem Prozessiren endlich doch erhalten müssen, so wäre bereits viel erreicht. Die Ungerechtigkeiten der bisherigen Wahlordnung wären so abzustellen, daß die national-deutsche Minorität im Großgrundbesitz eine gesicherte Vertretung im Landtage erhalte und daß die tschechische Mehrheit der Bevölkerung, die durch die heutige künstliche Wahlordnung so ungerocht verkürzt ist, gerechter berücksichtigt würde, eventuell unter Angliederung einer Kurie des allgemeinen Wahlrechtes; dann würde der Augenblick kommen, wo man durch nationale Kurien mit dem Vetorecht, durch Wahlkurien im Landtage für den Landesauschuß, für die Landtagsausschüsse u. s. w. das friedliche Nebeneinanderleben beider Nationen für immer begründen und jeden ferneren Kampf um Vorherrschaft für die Zukunft unmöglich machen könnte. Allerdings müßte man den Wirkungskreis der nationalen Kurien auf die rein nationalen Angelegenheiten beschränken und ihre Kompetenz scharf begrenzen. Ueber die Sprachenfrage, die Schulangelegenheiten und nationale Kultursachen, über die Frage der Vertretung in politischen Körperschaften hinaus dürfte nicht gegangen werden. Sonst würde aus den nationalen Kurien allmählich eine separatistische Legislative für einen immer größeren Kreis staatlicher Aufgaben werden, die mit der nationalen Frage nichts oder nur sehr wenig zu thun haben. Die Gefahr, daß die nationalen Kurien dann allmählich den wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhang der beiden Völker lösen würden, wäre um so größer, wenn man den neuerdings gemachten Vorschlag annehmen wollte, daß die Kurien jeden beliebigen Gegenstand an sich ziehen könnten, wenn sich dafür nur eine qualifizierte Majorität in der Kurie fände. Nur eine die einzelnen Fälle aufzählende, allerdings nicht engherzige Zuweisung bestimmter Kompetenzgegenstände an jede der nationalen Kurie könnte hier künftigen Kämpfen vorbeugen. Man darf eben nie aus dem Auge verlieren, daß in Böhmen nur der nationale Gegensatz trennt, während alle wirtschaftlichen

und sozialen Interessen vollständig gleichartig sind. Deutsche und czechische Landwirthschaft haben die selben Gefahren zu bestehen. Der czechische und der deutsche Gewerbestand ringen in dem selben schweren Kampf und deutsche und czechische Großindustrie schließen sich schon heute in der Verteidigung ihrer Interessen zusammen, eben so wie die organisierte Arbeiterschaft. In diese gemeinsame Wahrnehmung gemeinsamer Interessen ein trennendes Moment durch kuriale Einrichtungen zu tragen, wäre eine folgenschwere Verblendung. Vielleicht würde sich auch empfehlen, für nationale Kulturzwecke, aber auch nur für diese, die direkte Steuerleistung national zu scheiden, damit jede Nation hier nach eigenem Gutdünken ungehindert schalten könnte. Das ist nur eine Frage der Zweckmäßigkeit und eine Lösung wäre wohl nicht schwer zu erreichen. Wäre so die Hauptschwierigkeit aus dem Wege geräumt, dann würden alle Nebenaufgaben leicht zu lösen sein, so z. B. jene der territorialen Abgrenzung der national gemischten Bezirke, wo sie ohne wirtschaftliche Schädigung der Bevölkerung möglich ist, weil es sich dabei doch wohl nicht um die Schaffung von nationalen Käfigen, sondern allein um die Schaffung von lebensfähigen Verwaltungskörpern handeln kann. Auch die Frage der Errichtung von autonomen Kreisvertretungen würde dann nicht mehr dem bisherigen Argwohn begegnen. Die Kreisverwaltung ist eine alte böhmische Einrichtung, die als Mittelglied zwischen den Bezirkshauptmannschaften und der Statthalterei eine gründliche und gewissenhafte, aber auch rasche Erledigung der stetig wachsenden Arbeiten der staatlichen Verwaltung gedeihlich fördern könnte.

Oft hat man den Czechen vorgeworfen, daß sie in Wien Autonomisten, in Prag jedoch Centralisten sind: nur scheinbar mit Recht. Sie wünschten sich ja nichts sehnlicher, als auch in Böhmen Autonomisten sein zu können. Man befreie sie nur von der Furcht einer Zweitheilung des Königreiches, die das größte Unglück für Böhmen und Oesterreich bedeuten würde, und sie werden auch zu Hause für eine gesunde, thatkräftige Autonomie eintreten.

Die Hindernisse einer Schlichtung des nationalen Streites in Böhmen sind also nicht unüberwindlich. Nichts ist dazu nöthig außer der Anerkennung des gleichen Rechtes für beide Völker und der gute Wille, den Streit auch für die Zukunft durch die Ausbildung nationaler Autonomie unmöglich zu machen. Allerdings ist der Friede in Böhmen nicht denkbar ohne den Frieden in Mähren und Schlesien. In Mähren kann die Frage eines geschlossenen deutschen Gebietes gar nicht aufgeworfen werden. Der jetzige Zustand, wo die Zweidrittelmajorität der böhmischen Bevölkerung im Landtag und im Landesauschuß sich in der Minorität befindet, ist auf die Dauer unhaltbar. Das sehen die Deutschen selbst ein und deshalb wurde die Friedensaktion in Mähren eingeleitet. Auch hier ist die Schaffung eines gerechten Sprachengesetzes, das die Unbilligkeit der Sprachverordnung des Herrn von Gautsch beseitigen und beiden

Völkern die Gleichberechtigung geben müßte, und die Reform der unerträglichen Wahlordnung die Voraussetzung der Versöhnung. Durch eine der von mir für Böhmen vorgeschlagenen entsprechende nationale Autonomie könnten auch in Mähren die nationalen Rechte beider Völker für alle Zukunft gesichert werden. In Schlesien endlich sind die Ansprüche der böhmischen und polnischen Bevölkerung vorläufig so bescheiden, daß ihnen leicht genügt werden kann.

Der Traum eines nationalen Friedens in Böhmen, Mähren und Schlesien ist fast zu schön, als daß man an seine Verwirklichung glauben dürfte. Was könnten diese Länder, was könnte Oesterreich werden, wenn die reichen kulturellen und wirthschaftlichen Kräfte der beiden vorgeschrittensten, bedeutendsten Völker Oesterreichs einander nicht paralyßiren würden! Dazu wäre nichts nöthig als guter Wille, Ruhe, Objektivität, Friedensliebe Derjenigen, denen die Völker ihre Schicksale anvertraut haben, — aber auch der Muth, diese Eigenschaften zu bethätigen. Eben deshalb kann jedoch der Glaube an den Frieden von Volk zu Volk nicht aufkommen. In Oesterreich findet man heute nichts so schwer wie Ruhe, Objektivität und Friedensliebe; wo sie sind, da wagen sie sich nicht hervor. Raslose Leidenschaft, die jedes Urtheil trübt, beherrscht Alle und kühles, objektives Urtheilen hat in Oesterreich aufgehört, „landesüblich“ zu sein. Die Völker und ihre Vertreter sind unfähig, den Frieden herbeizuführen, die Gemäßigten scheuen jede Verantwortung und die Massen jubeln Denen zu, die ihre Raslosigkeit am Besten umschmeicheln und aufstacheln. Und doch, wenn nicht Friede wird in dem schwergeprüften Reiche, so birgt die Zukunft unabsehbare Gefahren. In Zeiten, wo die Leidenschaften der Massen das treibende Element geworden sind, tritt an die Regierungen die ernsthafteste Pflicht heran, Einhalt zu gebieten, nicht durch polizeiliche Maßregeln und kleinliche Repressalien, sondern durch eine männliche, muthige That, durch die freiwillige Uebernahme der Verantwortung, die die Massen und die Führer der Massen niemals tragen können. Es gilt nicht, die Symptome der Krankheit zu ersticken, sondern, die Ursache des Uebels zu beseitigen. Dasjenige, was die Gemäßigten und Besonnenen beider Völker für billig und gerecht ansehen, was sie als die Garantie eines dauernden Friedens für die Zukunft betrachten, muß unumstößliches Gesetz werden, eine Schranke, an der die nationalen Leidenschaften sich ohnmächtig brechen. Warten und Zuschauen mag dem fern Stehenden frommen, nicht der Regierung, die für das Wohl und Weh des Staates verantwortlich sein soll.

Wien, im Februar 1899.

Dr. Karol Kramarz,
Reichsrathsabgeordneter.



Des Königs Anfus.*)

Kaa, die Felsenriesenschlange, hatte ihre Haut, zum zweihundertsten Mal vielleicht seit ihrer Geburt, gewechselt; und Mogli, der nie vergaß, daß er einer Nachtarbeit Kaas zu Gold Lairs sein Leben verdankte, kam, ihr zu gratulieren. Hautwechsel macht Schlangen immer mürrisch und niedergeschlagen, bis die neue Haut wieder schön und glänzend ist. Kaa machte sich nicht mehr über Mogli lustig; sie hielt ihn, wie alles Dschungelvolk jetzt, für den Meister des Dschungel und trug ihm alle Neuigkeiten vor, die ein Python von ihrer Größe natürlich erfährt. Was Kaa von dem Mitteldschungel, wie sie es nennen, von jenem Leben, daß sich zwischen dem Geröll in den Erdfurchen und unter den Baumwurzeln abspielt, nicht wußte, hätte man auf die kleinste ihrer Schuppen schreiben können.

Am diesem Nachmittag saß Mogli in einem von Kaas großen Ringen und ließ die fleckige, zerrissene alte Haut, die löcherig und verwickelt, so wie Kaa sie verlassen hatte, zwischen den Felsen lag, durch seine Finger gehen. Kaa hatte sich sehr höflich unter Moglis breite, nackte Schultern gepackt, so daß der Knabe in einem lebendigen Sessel ruhte.

„Bis zu den Augenschuppen ist sie vollständig“, sagte Mogli vor sich hin, mit der alten Haut spielend. „Wunderbar: meine eigene Kopfbedeckung zu meinen Füßen liegen zu sehen!“

„Mir scheint es nicht wunderbar“, meinte Kaa, „da es bei meinem ganzen Volk so Sitte ist; und Füße habe ich nicht. Fühlt Deine Haut sich nicht zuweilen hart und alt an?“

*) Im ersten Jungle Book hat Kipling erzählt, wie Mogli in den Wald gekommen ist. Schier-Khan, der Tiger, ist beim Angriff auf Holzarbeiter in das Lagerfeuer gesprungen und hat sich die Franke verletzt. Die Holzhauer sind entkommen, ihr jüngstes, nacktes Kind — Mogli — ist bei der Flucht zurückgelassen worden. Wölfe haben Mogli gefunden und die Wolfsmutter säugt ihn mit ihren Jungen zusammen. Schier-Khan, der Tiger, erhebt Einspruch dagegen und fordert das Kind als seine Jagdbeute. Nachts, im Mondschein, da die Wölfe zusammenkommen, wird er mit seiner Klage abgewiesen; Balu, der Bär, kauft ihm das Kind um den Preis eines erlegten Bullen ab. So wächst Mogli mit den Wölfen auf und Balu, der Bär, und Baghira, der schwarze Panther, unterrichten ihn in dem heiligen Gesetz des Dschungels, das Jagdrecht und Friedensrecht für alle Thiere ist. Sie lehren ihn die Jagdrufe und die Friedensformeln kennen, die für sie Alle Geltung haben. Kaa, die alte Riesenschlange, hat sich, so mißgünstig sie sonst ist, mit dem „Menschenjungen“ angefreundet und es gerettet, als der Bandar-log, das feige Volk der Affen, es einst geraubt und in die alte indische Trümmerstadt (Gold Lairs genannt) geschleppt hatte, deren Ruine von Moos überwuchert im Walde geborgen ist. Selbst Gathi, der Elefant, der Herr des Dschungels, duldet ihn freundlich. Nur Schier-Khan, der Tiger, hat die alte Feindschaft mit Mogli nicht vergessen und hat ihm heimlich Rache gesonnen, bis Mogli sich selbst an ihm rächt, wilde Stiere auf ihn heßt und ihn schließlich tötet. Das ist Moglis erste große Kriegstat, die ihn allen Thieren lieb gemacht hat, denn sie haßten Schier-Khan, den Würger.

„Dann wasche ich mich, Plattkopf! Aber es ist wahr: bei großer Hitze habe ich oft gewünscht, meine Haut schmerzlos abstreifen und ohne Haut herumlaufen zu können.“

„Ich wasche mich und lege doch meine Haut ab. Wie sieht mein neues Kleid aus?“

Mogli fuhr mit der Hand über die buntschillernden Diagonalen des ungeheuren Rückens. „Die Schildkröte hat einen härteren, aber keinen so gepugten Rücken“, sagte er kritisch; „der Frosch, mein Namensbruder, hat ihn heller, aber nicht so hart! Deine Haut ist sehr schön, wie die Sprekeln im Mund einer Lilie.“

„Sie hat Wasser nöthig. Eine neue Haut bekommt ihre volle Farbe erst nach dem ersten Bad. Komm! Wir wollen baden.“

„Ich will Dich tragen“, sagte Mogli; und er bückte sich lachend, um Kaa in der Mitte ihres großen Leibes, da, wo seine Walze am Dicksten ist, aufzuheben. Ein Mann hätte eben so gut versuchen können, einen zwei Fuß starken Mastbaum aufzuheben; Kaa lag still und blähte sich vor Vergnügen.

Dann begannen sie ihr regelmäßiges Abendspiel; der Knabe in seiner überschwümmenden Kraft, der Pythou in seiner prachtvollen neuen Haut standen einander zum Ringkampf gegenüber, zu einer Probe auf Stärke und Blied. Natürlich hätte Kaa, wenn sie sich gehen ließ, ein Duzend Moglis erdrücken können; aber sie spielte vorsichtig und brauchte nicht den zehnten Theil ihrer Kraft. Seit Mogli stark genug war, ein derbes Anfaß zu vertragen, hatte Kaa ihn dies Spiel gelehrt und es machte seine Glieder so geschmeidig, wie nichts Anderes es vermocht hätte. Zuweilen stand Mogli bis an den Hals umschlungen von Kaas sich schiebenden Ringen und strengte sich an, einen Arm frei zu machen, um sie an der Gurgel zu fassen. Dann gab Kaa schmiegsam nach. Und wieder suchte Mogli mit raschem Sprung den ungeheuren Schwanz, der rückwärts geschwungen, nach einem Fels oder Baumstumpf als Stütze tastete, zu packen. Sie schoben sich hin und her, Kopf gegen Kopf, jedes seine Gelegenheit erspähend, bis die wundervolle plastische Gruppe sich in einem Wirbel von schwarzen und gelben Ringen und zappelnden Armen und Beinen löste. „Nun! Und nun! Und nun!“ sagte Kaa und machte Ausfälle mit ihrem Kopf, daß selbst Moglis linke Hände nicht ausweichen konnten. „Sieh, ich treffe Dich hier, Kleiner Bruder. Und hier! Und hier! Sind Deine Hände erstarrt? Hier wieder!“

Das Spiel endete stets in der selben Weise: mit einem geraden, schwingenden Schlag des Kopfes, der den Knaben umwarf. Mogli konnte sich vor diesem blitzartigen Stoß nie bewahren lernen und Kaa sagte, es nütze nicht, es noch ferner zu versuchen.

„Gute Jagd!“ murmelte Kaa endlich, — und Mogli wurde, wie immer, ein Halbduzend Meter weit fortgeschleudert. Er erhob sich leuchtend und lachend, die Finger voll Gras, und folgte Kaa, der weissen Schlange, zu ihrem Lieblingsbadeplatz. Das war ein tiefer, pechschwarzer, von Felsen umgebener Pfuhl, auf dessen Grund versunkene Baumstümpfe ruhten. Der Knabe schlüpfte, nach Dschungelart, lautlos hinein, tauchte, schwamm unter dem Wasser hinweg, kam wieder empor, legte sich auf den Rücken, die Arme unterm Kopf verschlungen, sah den Abend über den Felsen emporsteigen und brach den Reflex im Wasser

mit seinen Zehen. Raas diamantener glänzender Kopf durchschneidete das Wasser wie ein Messer, kam wieder hervor und ruhte auf Moglis Schulter. Sie lagen dann still, schweigend in dem kühlen Wasser.

„Es ist herrlich“, sagte Mogli endlich schläfrig. „Das Menschenvolk, wie ich mich entsinne, legte sich um diese Stunde auf harte Stücke Holz, in Schmutzfallen, und nachdem alle reinen Winde sorgfältig ausgeschlossen waren, zogen sie häßliche Tücher über ihre Köpfe und sangen abscheulich durch ihre Nasen. Im Dschungel ist es besser.“

Eine hurtige Cobra schlüpfte von einem Felsblock herunter, trank, bot ihnen „Gute Jagd“ und eilte weiter.

„Esh!“ machte Raa, als ob ihr plötzlich Etwas einfiel. „So giebt das Dschungel Dir Alles, was Du wünschst, kleiner Bruder?“

„Nicht Alles“, sagte Mogli lachend. „Es müßte sonst in jedem Monde einmal einen neuen starken Schier-Khan zu töten geben. Jetzt könnte ich ihn allein mit meinen Händen zwingen und brauchte keine Hilfe mehr von den Büffeln. Und dann habe ich oft mitten in der Regenzeit gewünscht, die Sonne möge scheinen, und im tiefen Sommer, Regen möge die Sonne verdunkeln. Und wenn ich leer ging, wünschte ich, ich hätte eine Ziege getödtet, und hatte ich eine Ziege, dann wünschte ich, es wäre ein Bock; war es ein Bock, sollte es lieber ein Nilghai sein. Aber so empfinden wir, wir Alle.“

„Und andere Wünsche hast Du nicht?“ fragte die große Schlange.

„Was mehr könnte ich wünschen? Ich habe das Dschungel und die Günst des Dschungel! Sieht es noch mehr zwischen Sonnenauf- und Untergang?“

„Nun, die Cobra jagte —“ meinte Raa.

„Welche Cobra? Die eben fortging, sagte nichts. Sie war auf der Jagd.“

„Es war eine andere.“

„Hast Du viel mit dem Giftvork zu thun? Ich lasse sie ihre Wege gehen. Sie tragen Tod in ihrem Vorderzahn und Das ist nicht gut, weil sie alle so klein sind. Aber was für eine Weißhaube (Cobra) war es, mit der Du sprachst?“

Raa wälzte sich langsam im Wasser, wie ein Schiff in einer Stöße. „Drei oder vier Monde sind es, da jagte ich in Gold Bair's — Du hast den Ort wohl nicht vergessen? — und das Ding, das ich jagte, stoh schreiend an den Leichen vorbei, nach dem Hause, dessen Wand ich, Deinetwegen, einbrach, und rannte in die Erde hinunter.“

„Aber das Volk von Gold Bair's lebt nicht in Erdhöhlen.“ Mogli glaubte, daß Raa von dem Affenvolk rede.

„Dieses Ding“, sagte Raa mit lästern bebender Zungenspitze, „lebte nicht unter der Erde, aber es verkroch sich hinein, um am Leben zu bleiben. Es rannte in eine Erdhöhle, die sehr weit führte. Ich folgte, tödtete und schlief. Als ich erwachte, ging ich vortwärts.“

„Unter der Erde?“

„Gewiß. Und da traf ich endlich auf eine weißhaubige Cobra; sie sprach von Sachen, die über meinen Verstand gingen, und zeigte mir viele Dinge, die ich nie zuvor gesehen hatte.“

„Neues Wild? Gab es gute Jagd?“ fragte Mogli, während er sich rasch auf die Seite drehte.

„Es war kein Wild und ich würde mir alle meine Zähne daran ausgebrochen haben; aber die weiße Cobra sagte, daß ein Mensch — und sie sprach so, als ob sie die Brut gut kannte — den heißen Athem unter seinen Rippen geben würde, um nur einen Blick auf diese Dinge zu werfen.“

„Wir wollen sehen“, sagte Mogli. „Ich erinnere mich, daß ich einst ein Mensch war.“

„Sacht, sacht! Eile tötete die gelbe Schlange, die die Sonne fraß. Wir redeten mit einander unter der Erde und ich sprach von Dir, als von einem Menschen. Da sagte die Weißhaube — und sie ist wirklich so alt wie das Dschungel — : „Es ist lange her, daß ich einen Menschen sah. Laß ihn kommen; er soll alle diese Dinge sehen, für deren Geringstes viele Menschen ihr Leben geben würden.“

„Das muß neues Wild sein! Und dennoch: das Giftvork würde es uns nicht jagen, wenn neues Wild zu haben wäre. Es ist ein unfreundliches Volk.“

„Es ist kein Wild. Es ist — es ist — ich kann nicht sagen, was es ist.“

„Wir wollen hingehen. Ich habe noch nie eine Weißhaube gesehen. Und ich möchte auch die anderen Dinge sehen. Hat sie die Ake getötet?“

„Es sind Alles tote Dinge. Sie sagt, sie sei der Wächter über sie Alle.“

„Aha! So wie der Wolf über dem Fleisch steht, daß er in seine Höhle geschleppt hat! Laß uns gehen.“

Mogli schwamm ans Ufer, rollte sich im Gras, um sich zu trocken, und die Beiden machten sich auf den Weg nach Cold Vairs, der verlassenen Stadt. Mogli fürchtete sich nun nicht mehr vor dem Affenvolk, aber das Affenvolk hatte die größte Furcht vor Mogli. Die Affenbanden marobirten jetzt aber im Dschungel und so stand Cold Vairs leer und schweigend im Mondlicht da. Raa leitete aufwärts zu den Ruinen des Pavillons der Königin, der auf der Terrasse stand, schlüpfte über das Geröll und tauchte die halb eingefallene Treppe hinunter, die vom Mittelpunkt des Pavillons unter die Erde führte. Mogli gab den Schlangentanz: „Wir sind vom selben Blut, Du und ich“ und folgte auf Händen und Knien nach. Sie schlüpfte eine lange Strecke über einen abschüssigen Weg, der Wendungen machte und sich drehte, und langten endlich da an, wo die Wurzel eines großen Baumes, der dreißig Fuß über die Oberfläche empor ragte, einen massiven Stein aus der Mauer gedrängt hatte. Sie krochen durch die Oeffnung und waren in einer weiten Höhlung, deren gewölbte Decke ebenfalls von Baumwurzeln durchbrochen war, so daß einige Lichtstreifen in die Dunkelheit fielen.

„Ein sicheres Lager“, sagte Mogli, „nur zu weit entfernt, um täglich herzukommen. Und was giebt es nun hier zu sehen?“

„Bin ich nichts?“ klang eine Stimme aus der Mitte des Gewölbes und Mogli sah etwas Weißes sich bewegen. Langsam, ganz langsam richtete sich die ungeheuerste Cobra, die er je gesehen, vor ihm auf, ein Geschöpf von beinahe acht Fuß Länge, die durch die Dunkelheit zu elfenbeinernem Weiß verblühen war. Selbst das Brillenmuster an dem haubenartig ausgedrehten Kopf war zu mattem Gelb verblühen. Ihre Augen waren roth wie Rubinen und sie war wunderbar anzuschauen.

„Gute Jagd“, rief ihr Mogli zu, den seine Höflichkeit so wenig wie sein Messer je verließ.

„Was Neues aus der Stadt?“ fragte die weiße Cobra, ohne den Gruß

zu erwidern. „Was Neues aus der großen, von Mauern umschlossenen Stadt, der Stadt der hundert Elefanten, der zwanzigtausend Kofse und der zahllosen Kinder? Der Stadt des Königs von zwanzig Königen? Ich werde hier taub und es ist lange her, seit ich die Schlachtgongs hörte.“

„Das Dschungel ist über unseren Köpfen,“ antwortete Mogli. „Von den Elefanten kenne ich nur Gathi und seine Söhne. Baghira hat alle Kofse im Dorf totgeschlagen; und . . . was ist ein König?“

„Ich sagte Dir,“ sprach Kaa sanft zu der Cobra, „ich sagte Dir vor vier Monden, daß Deine Stadt nicht mehr da ist.“

„Die Stadt, die große Stadt vor dem Walde, deren Thore von des Königs Thürmen besetzt waren, kann niemals vergehen. Sie wurde gebaut, bevor meines Vaters Vater aus dem Ei kroch, und wird noch bestehen, wenn meines Sohnes Söhne so weiß sind wie ich. Salombhi, Sohn des Chandrabija, Sohn des Biyeja, Sohn des Jegasuri, baute sie in den Tagen von Nappa Nawal. Wessen Kinder seid Ihr?“

„Es ist eine verlorene Fährte,“ sagte Mogli, sich zu Kaa wendend. „Ich verstehe ihre Rede nicht.“

„Ich auch nicht. Sie ist sehr alt. Vater der Cobras, hier ist nur das Dschungel und war hier von Anfang an.“

„Und wer ist er?“ fragte die weiße Cobra, „der da vor mir sich nieder setzt und sich nicht fürchtet, der da den Namen des Königs nicht kennt und der unsere Sprache spricht mit Menschenlippen? Wer ist er mit dem Messer und der Schlangenzunge?“

„Mogli nennt man mich,“ war die Antwort. „Ich bin vom Dschungel. Die Wölfe sind mein Volk und Kaa hier ist mein Bruder. Vater der Cobras, wer bist Du?“

„Ich bin der Wächter der Schätze des Königs. Kurrum Raja baute den Stein über mir, in den Tagen, da meine Haut dunkel war, daß ich Tod bringe über Alle, die kommen, um zu rauben. Dann senkten sie den Schlag durch die Steine hernieder und ich hörte den Sang der Brahmanen, meiner Meister.“

„Om,“ sagte Mogli zu sich selbst, „ich habe schon einmal mit einem Brahmanen zu thun gehabt, bei dem Menschenpaß, und ich weiß, was ich weiß. Von da her kommt nichts Gutes!“

„Fünffmal seit meiner Wacht ist der Stein gehoben, aber immer, um mehr herabzulassen, niemals, um Etwas wegzunehmen. Reichthümer wie diese giebt es nicht mehr, — diese Schätze von Hunderten von Königen. Aber es ist lange, seit der Stein zum letzten Male gehoben ward, und ich denke, meine Stadt hat es vergessen.“

„Es ist keine Stadt da“, rief Kaa. „Schau aufwärts! Dort sind die Wurzeln der großen Bäume, die die Steine auseinander treiben. Bäume und Menschen gedeihen nicht neben einander.“

„Zweimal und dreimal haben Menschen den Weg hierher gefunden,“ antwortete grimmig die weiße Cobra, „aber sie sprachen nicht. Ich überschlich sie im Dunkel und dann schrien sie nur noch einen Augenblick. Aber Ihr, Ihr kommt mit Lügen, Mensch und Schlange, Beide. Ihr wollt mich glauben machen, daß meine Stadt nicht mehr lebt und daß meine Wächterschaft zu Ende geht.“

Menschen ändern sich in den Jahren. Aber ich ändere mich nie. Bis der Stein hinweg genommen wird, bis die Brahmanen herabsteigen und die Gefänge singen, die ich kenne, bis sie mich füttern mit warmer Milch und mich hinaustragen an das Tageslicht, halte ich, ich, ich, und kein Anderer, die Wacht an des Königs Schatz! Die Stadt ist tot, sagt Ihr, und hier sind die Wurzeln der Bäume? Wüdt Euch denn und nehmt, was Ihr wollt. Die Erde birgt nicht wieder solche Schätze wie diese. Mensch mit der Schlangenzunge, wenn Du lebendig den Weg zurückgehst, den Du gekommen, dann werden Könige Deine Diener sein."

"Wieder ist die Fährte verloren," sagte Mogli lächl. „Sollte irgend ein Schakal sich so tief unter die Erde gewühlt und die Weiskhaube gebissen haben? Sie ist sicherlich toll. Vater der Cobras, ich sehe nichts, was ich mitnehmen könnte."

"Bei den Göttern der Sonne und des Mondes!" zischte die Cobra, „der Todeswahnstun ist über dem Knaben. Bevor Deine Augen sich schließen, will ich Dir Gnade erweisen. Blick her, Du, und schaue, was Menschen nie vor Dir geschaut!"

"Wer im Dschungel zu Mogli von Gnade sprechen wollte, Dem würde es nicht wohl ergehen," sagte der Knabe zwischen den Zähnen, „aber die Dunkelheit ändert die Sache, ich weiß wohl. Ich will hinschauen, wenn Du es wünschst."

Er blickte mit aufgerissenen Augen im Gewölbe umher und hob von der Erde eine Handvoll glitzernder Dinge auf.

"Oho," rief er, „Das ist wie der Plunder, mit dem das Menschenvolk spielt; nur daß dieser gelb und der andere braun ist."

Er ließ die Goldstücke fallen und bewegte sich vorwärts. Der Boden des Gewölbes war auf fünf bis sechs Fuß Tiefe unter geprägtem Gold und Silber begraben, das aus den Säcken, die es einst umschlossen, herausgerquollen und zusammengertuscht war, wie Sand bei niedriger Fluth. Darin, darauf und daraus hervorragend, wie Brack sich durch den Sand arbeiten, waren mit Juwelen verzierte Elefantensessel aus getriebenem Silber, mit Platten von gekimmertem Gold beschlagen, die wieder mit Karfunkeln und Türkisen besät waren. Da waren Tragbetten und Sänften für Königinnen, aus Silber und Emaille, mit Stangen aus Ambra und verzierten Knäufen und Ringen. Da waren goldene Radelaber, an deren Armen Stränge von durchstochenen Smaragden zitterten. Da waren fünf Fuß hohe Bildsäulen von vergessenen Göttern, aus Silber, mit Juwelenaugen. Da waren Panzerhemden aus Gold, mit Stahl eingelegt und mit alterthümlichen, geschwärzten Perlenknäuren besetzt. Da waren Helme mit taubensblutfarbenen Nubinen geziert. Da waren Schilde aus Schildkrötenhäute und Rhinoceroshaut mit Kanten von Gold und Smaragden. Da waren Schwertheiden mit diamantem Griff, Dolche und Jagdmesser. Da waren Opferschalen und Schöpfbüffel aus Gold und goldene tragbare Altäre von einer Form, wie man sie nie im Tageslicht gesehen hat. Da waren Becher und Armspangen und Weibhauchbrenner und Kämme und Gefäße für Wohlgerüche, für Fenna und Augenpuder, — alle aus getriebenem Gold. Da waren unzählige Nasen- und Armringe, Kopfspangen, Fingerringe und Gürtel. Da waren sieben Finger breite Geschenke von querschnittencn Diamanten und

*) Da sie nur bei nächtlichen Prozeffionen benutzt wurden.

Rubinen; dreifach mit Eisen geklammerte Holzkästen, deren Holz in Staub zerfallen war und die nun die Reihen von ungeschliffenen Sternsaphiren, Opalen, Ragnenagen, Rubinen, Diamanten, Emaillen und Granaten frei enthüllten.

Die weiße Cobra hatte Recht. Nicht bloßes Geld allein konnte den Werth dieser Kostbarkeiten aufwiegen, dieser zusammengehäuften Beute aus den Kriegen, dem Raub, dem Handel und den Tributsteuern von Jahrhunderten. Die Münzen allein waren unschätzbar, abgesehen von dem Edelgestein; das tote Gewicht des Silbers und Goldes betrug wohl zwei- bis dreihundert Tonnen. Jeder eingeborene Herrscher in Indien, wäre er auch noch so arm, besitzt einen Hort; und wenn auch in seltenen Fällen einmal ein aufgeklärter Fürst vierzig oder fünfzig Ochsenkarren mit Silber beladet, um Wertpapiere dafür einzutauschen: die Mehrzahl bewahrt ihren Schatz und hält ihn geheim. Aber Mogli ahnte natürlich nicht, was diese Sachen zu bedeuten hatten; die Messer fesselten wohl seinen Blick, doch da sie nicht so geschmeidig waren wie sein eigenes, ließ er sie wieder fallen. Zuletzt fand er doch Etwas, das ihn wirklich reizte: es lag auf der Kante eines Elefantensessels, halb unter den Münzen begraben. Ein zwei Fuß langer Anker war es — Elefantentreibstachel — ein Ding, ähnlich einem kleinen Schiffshaken. Am obersten Ende war ein runder, glänzender Rubin und acht Zoll unterhalb der Handhabe ein Beschlag von dicht zusammengefügt, ungeschliffenen Türklisen, die einen bequemen Griff bildeten. Unter diesem ein Blumenmuster auf Emaille; die Blüten aus Rubinen versanken in den kühlen, grünen Smaragdblättern. Das Uebrige war ein Schaß von Eisenbein; die Spiße und der Haken von Gold, eingelegt mit in Stahl gegrabenen Bildern vom Elefantengang. Und diese Silber fesselten Mogli; er sah, daß die Etwas mit seinem Freund Hathi zu thun hatten.

Die weiße Cobra war ihm auf dem Fuß gefolgt.

„Ist das nicht werth, das Leben dafür hinzugeben?“ fragte sie. „Habe ich Dir nicht eine große Gnade erwiesen?“

„Ich verstehe Dich nicht,“ antwortete Mogli. „Die Sachen sind hart und kalt und keinesfalls gut zu essen. Aber Dies“ — er hob den Anker auf — „Dies wünsche ich, mitzunehmen, damit ich es in der Sonne sehe. Da sagst, daß Alles Dir gehöre. Willst Du mir Dies geben? Ich will Dir dafür Fische zu fressen bringen.“

Die weiße Cobra schüttelte sich vor böser Lust.

„Gewiß will ich es Dir geben,“ sagte sie. „Alles, was hier ist, will ich Dir geben, wenn Du gehst.“

„Aber ich gehe jetzt gleich, dieser Ort ist kalt und dunkel und ich will dies dornenspiße Ding mit in das Dschungel nehmen.“

„Schau, was liegt vor Deinen Füßen?“

Mogli hob etwas Weißes, Weiches auf. „Es ist ein Knochen von einem Menschenkopf,“ sagte er ruhig, „und hier sind noch zwei.“

„Die kamen vor vielen Jahren, um den Schatz zu rauben. Ich sprach zu ihnen im Dunkel und sie lagen still.“

„Aber was kümmert mich Das, was Du Schatz nennst? Wenn Du mir den Anker zum Mitnehmen giebst, so bedeutet Das ‚Gute Jagd‘. Willst Du ihn nicht geben, so sage ich dennoch ‚Gute Jagd‘, denn ich kämpfe nicht mit dem Giftwolf und das Meisterwort Deiner Bande ist mir bekannt.“

„Hier giebt es nur ein Meisterwort: das meine!“

Kaa schwang sich mit blihenden Augen vorwärts. „Wer hieß mich den Menschen bringen?“ zischte sie.

„Ich sicherlich,“ lispelte die alte Cobra. „Es ist lange her, daß ich einen Menschen sah, und dieser Mensch spricht unsere Sprache.“

„Aber von Töten war keine Rede,“ sagte Kaa. „Wie kann ich in das Dschungel zurückgehen und sagen, daß ich ihn in den Tod geführt habe?“

„Ich spreche nicht von Töten . . . vor der Zeit. Und was Dein Gehen oder Nichtgehen betrifft: da ist das Loch in der Mauer! Friede nun, Du fetter Affentöter! Ich brauche nur Deinen Nacken zu berühren und das Dschungel sieht Dich nicht wieder. Niemals kam an diesen Ort ein Mensch, der ihn mit dem Athem unter seinen Rippen verlassen hätte. Ich halte die Wacht des Schatzes unter des Königs Stadt.“

„Aber, Du weißer Wurm des Dunkels, ich sage Dir, es ist weder König noch Stadt mehr da! Das Dschungel allein ist über uns,“ schrie Kaa.

„Der Schatz aber ist noch da! Doch Eins mag noch geschehen! Warte ein Weilchen, Kaa von den Felsen, und sieh den Knaben rennen. Hier ist Raum für Wettrennen. Leben ist gut, renne noch eine Weile hin und her, belustige Dich, Knabe.“

Mogli legte ruhig seine Hand auf Kaas Kopf. „Das weiße Ding hat bis jetzt nur mit Menschen von dem Menschenpack zu thun gehabt. Es kennt mich nicht. Es hat Jagd gefordert: es soll Jagd haben.“

Mogli stand da, den Anfus in der Hand, dessen Spitze nach unten gekehrt war. Er schleuderte ihn rasch von sich und trat hinter die Haube der großen Schlange, so daß sie auf den Boden gespießt war. Wie der Blix war Kaas großes Gewicht auf dem zuckenden Körper und lähmte ihn von der Haube bis zum Schwanz. Die rothen Augen brannten und der Kopf schlug wüthend nach rechts und links.

„Töte!“ rief Kaa, als Moglis Hand sich auf sein Messer legte.

„Nein“, sagte er, die Klinge herausziehend, „nie wieder will ich töten, es sei denn um des Futters willen. Aber sieh her, Kaa!“ Er packte die Cobra hinter der Haube, öffnete ihren Mund mit der Klinge des Messers und zeigte, daß die giftigen Vorderzähne schwarz und verdorrt in dem Zahnfleisch hingen. Die weiße Cobra hatte ihr Gift überlebt, wie es bei Schlangen vorkommt. „Haube, Du hast nur noch verdorrte Baumstümpfe“, sagte Mogli; er winkte Kaa, ihm zu folgen, hob den Anfus auf und gab die Cobra frei.

„Des Königs Schatz bedarf eines anderen Wächters“, sagte er ernsthaft. „Du hast ausgebient. Renne hin und her, Haube, und belustige Dich!“

„Ich bin geschändet“, zischte die weiße Cobra. „Töte mich.“

„Es ward schon zu viel vom Töten geredet. Wir wollen nun gehen. Ich nehme das dornspitzige Ding mit, denn ich habe Dich bekämpft und überwältigt, Haube.“

„Sieh denn Licht, daß das Ding nicht Dich tötet. Es ist Tod! Erwinnere Dich wohl: es ist Tod! Das Ding hat genug in sich, um allen Menschen in meiner Stadt den Tod zu bringen. Nicht lange wirst Du es halten, Dschungelmensch, noch Einer, der es Dir abnimmt! Sie werden sich töten um des Dinges

willen. Meine Stärke habe ich überlebt, aber das Ding wird mein Werk thun. Es ist Tod! Es ist Tod! Es ist Tod!"

Mogli kroch durch das Loch in der Mauer. Das Letzte, was er sah, war, daß die weiße Cobra mit ihren Giftzähnen in die dummen goldenen Gesichter der auf dem Boden liegenden Gottheiten schlug und zischte: „Es ist Tod!"

Sie waren froh, das Tageslicht wiederzusehen; und als sie in ihrem eigenen Dschungel waren und Mogli den Anks im Morgenlicht glitzern ließ, war er so glücklich, wie wenn er ein Bündel neuer Blumen gefunden hätte, um sie in sein Haar zu stecken.

„Dies glänzt noch mehr als Baghira's Augen“, sagte er entzückt, den Rubin herumwirbelnd, „ich will es ihm zeigen; aber was meinte die Haube, als sie vom Tode sprach?"

„Ich kann es nicht sagen“, antwortete Kaa, „ich bin kummervoll bis zu meines Schwanzes Spitze, daß sie Dein Messer nicht zu fühlen bekam. Es giebt stets Unglück in Gold Laires, — über und unter der Erde.“

„Baghira muß dies Ding sehen. Gute Jagd!“ Mogli tanzte fort, den großen Anks schwenkend und von Zeit zu Zeit stehen bleibend, um ihn zu bewundern, bis er in den Theil des Dschungel kam, wo Baghira sich meist aufhielt. Er fand ihn trinkend, nach schwerem Töten. Mogli erzählte ihm seine Abenteuer von Anfang bis zu Ende und Baghira schnüffelte ab und zu an dem Anks. Als Mogli die letzten Worte der Cobra wiederholte, schnurrte Baghira beifällig.

„Also“, fragte Mogli eifrig, „hatten die Worte der Weißhaube ihren Grund?"

„Ich wurde geboren in des Königs Käfigen zu Dodeypore und mein Magen weiß, wie die Menschen sind. Viele würden dreimal in einer Nacht töten allein um des einzigen rothen Steines willen.“

„Aber der Stein macht es nur schwer in der Hand. Mein kleines scharfes Messer ist besser; und der rothe Stein ist nicht gut zu essen. Warum sollten sie um feinetwillen töten?"

„Mogli, geh hin und schlafe! Du hast unter den Menschen gelebt und . . .“

„Ich erinnere mich. Menschen töten, nicht, weil sie jagen, nein, zum Vergnügen und aus Bosheit. Wach auf, Baghira! Wozu wurde denn das dornenspitze Ding gemacht?"

Baghira öffnete ein Wenig seine Augen — er war sehr schläfrig — mit einem verschmitzten Zwinkern. „Die Menschen machen es, um es in die Köpfe der Söhne Hathis zu stoßen. Ich habe Das in den Straßen von Dodeypore, vor unseren Käfigen, gesehen. Das Ding hat das Blut von vielen Solchen wie Hathi geschmeckt.“

„Aber warum stoßen sie es in die Köpfe der Elefanten?"

„Um sie Menschengesetz zu lehren! Weil sie weder Klauen noch Zähne haben, deshalb machen die Menschen solche und noch schlimmere Dinge.“

„Zimmer mehr Blut“, sagte Mogli; „ich bin angewidert, wenn ich auch nur an die Dinge herantrete, die Menschen machen.“ Er war etwas ermüdet von dem Gewicht des Anks. „Wenn ich Das gewußt hätte, würde ich es nicht mitgenommen haben. Erst war es Messias Blut an den Stricken und nun ist es Hathis. Ich will es nicht mehr brauchen. Sieh her!“ Der Anks flog

stehend dahin und begrub sich selbst, mit der Spitze nach unten, zwischen den Bäumen. „So, nun sind meine Hände frei von Tod“, sagte Mogli, seine Hände an der frischen, feuchten Erde reibend. „Die Haube sagte, Tod würde mir folgen, aber sie ist alt und weiß und toll.“

„Weiß oder schwarz, Tod oder Leben; ich will jetzt schlafen, kleiner Bruder! Ich kann nicht die ganze Nacht jagen und den ganzen Tag heulen, wie gewisse Leute.“

Baghira trabte fort, nach einer zwei Meilen entfernten Jagdhöhle, die er kannte. Mogli machte sich bequem auf einem Baum, knotete einige Schlingpflanzen zusammen und wiegte sich in einer Hängematte, fünfzig Fuß über dem Erdboden. Obwohl ihm das helle Tageslicht nicht unangenehm war, folgte Mogli doch der Sitte seiner Freunde und benutzte es so wenig wie möglich. Als er von den lauten Stimmen des in den Zweigen lebenden Volkes erwachte, war es wieder Zwielicht und er hatte von den schönen Kieselsteinen, die er weggeworfen, geträumt.

„Wenigstens will ich das Ding noch einmal sehen“, sagte er und ließ sich an einer Schlingpflanze hinunter auf die Erde gleiten. Baghira stand vor ihm. Mogli hörte ihn im Halbdunkel schnüffeln.

„Wo ist das dornenspitziqe Ding?“ rief Mogli.

„Ein Mensch hat es aufgenommen. Hier ist seine Spur.“

„Nun werden wir sehen, ob die Haube die Wahrheit sprach. Wenn das spitze Ding Tod ist, muß der Mensch sterben. Laß uns ihm folgen.“

„Töte erst“, sagte Baghira. „Ein leerer Magen macht ein unsicheres Auge. Menschen gehen sehr langsam und das Dschungel ist feucht genug, um die schwächste Spur festzuhalten.“

Sie töteten, sobald sie konnten, aber es dauerte fast drei Stunden, bis sie ihr Mahl und ihr Trinken beendet hatten und sich in die Fährte begaben. Das Dschungelvolk weiß, daß nichts wichtig genug ist, um sich bei den Mahlzeiten zu beeilen.

„Denkst Du“, fragte Mogli, „daß das spitze Ding sich in des Mannes Hand umdrehen und ihn töten wird? Die Haube sagte, es sei Tod!“

„Wir werden sehen, wenn wir ihn gefunden haben“, sagte Baghira, mit gesenktem Kopfe vorwärts trotzend. „Es ist ein Fuß (er meinte, daß nur ein Mann da gegangen sei) und das Gewicht des Dinges hat seine Ferse tief in den Grund gedrückt.“

„Hoh! Das ist so klar wie ein Sommerblitz“, antwortete Mogli; und im schnellen, frischen Fährtenrath glitten sie durch die wechselnden Mondreflexe, der Spur der zwei nackten Füße folgend.

„Hier lief er schnell“, sagte Mogli. „Die Zehen sind auseinander gespreizt. Sie gingen über nassen Grund. Warum hat er sich hier seitwärts gedreht?“

„Warte“, sagte Baghira und schwang sich mit einem stolzen Sprunge, so weit er konnte, vorwärts. Das Erste, wenn eine Fährte unklar wird, ist: sich vorwärts schwingen, ohne die eigenen Fußspuren, die nur Verwirrung bringen könnten, auf dem Boden zurückzulassen. Baghira drehte sich zu Mogli um, als er wieder still stand, und rief: „Hier kommt eine andere Spur der ersten entgegen. Es ist ein kleinerer Fuß und die Zehen sind einwärts gekehrt.“

Mogli stürzte herbei, sah nieder und sagte: „Es ist der Fuß eines Gondjägers. Sieh, hier zog er seinen Bogen über das Gras. Deshalb drehte die erste Spur sich so plötzlich zur Seite. Großer Fuß verbarg sich vor kleinem Fuß.“

„Das ist richtig“, sagte Baghira. „Gehen wir Beide zusammen, so machen wir die Fährte verwirrt. Laß Jeden seine eigene Fährte gehen. Ich bin großer Fuß, kleiner Bruder, und Du kleiner Fuß, der Gond.“

Baghira schwang sich rückwärts auf die erste Spur, während Mogli der sonderbaren Spur der einwärts stehenden Felsen des kleinen, wilden Raumes der Wälder folgte.

„Run“, rief Baghira, Schritt für Schritt der Kette von Fußspuren folgend. „Ich, großer Fuß, drehe hier zur Seite, verberge mich hinter einem Felsblock und wage nicht, meine Fährte weiter zu schieben. Rufe Deing Spur, kleiner Bruder.“

„Ich, kleiner Fuß, komme zu dem Felsen“, rief Mogli, seine Fährte aufwärts rennend. „Run setze ich mich bei dem Felsen nieder, lehne mich auf meine rechte Hand und stütze meinen Bogen zwischen meine Felsen. Ich warte lange, denn die Spur meiner Fährte ist hier tief.“

„Ich auch“, sagte Baghira, sich hinter dem Felsblock bergend. „Ich warte und stütze das Ende des dornenspitigen Dinges auf einen Stein. Es gleitet ab, denn es ist ein Miß in dem Stein. Ruf Deine Fährte, kleiner Bruder.“

„Ein, zwei Keste und ein großer Zweig sind hier gebrochen“, sagte Mogli mit leiser Stimme. „Wie kann ich Das rufen? Ah: nun ist's klar. Ich, kleiner Fuß, mache nun Lärm und trample, so daß großer Fuß mich hören muß.“ Er bewegte sich Schritt vor Schritt von dem Felsen fort, die Stimme, wegen der Entfernung, erhebend, da er sich einem kleinen Wasserfall näherte. „Ich — gehe — weit — weg —, dahin —, wo — der Lärm — des — fallenden — Wassers meine — Stimme — dämpft; und — da — warte — ich. Ruf Deine Spur, Baghira, großer Fuß!“

„Ich komme hinter dem Felsen hervor auf meinen Knien, ich schlepe das dornenspitige Ding. Ich sehe Niemand; ich renne. Ich, großer Fuß, renne scharf. Die Spur ist klar, laß Jeden seiner eigenen folgen! Ich renne.“

Baghira streifte der deutlich gezeichneten Fährte nach und Mogli folgte den Fußstapfen des Gond. Kurze Zeit war Schweigen im Dschungel.

„Wo bist Du, kleiner Fuß?“ tönte es dann wieder von Baghira herüber. Moglis Stimme antwortete aus einer Entfernung von kaum fünfzig Metern zur Rechten her. „Um!“ machte der Panther, mit einem tiefen Husten. „Die Beiden laufen Seite an Seite und nähern sich einander.“

Sie liefen noch eine weitere halbe Meile, ungefähr in der selben Entfernung von einander; dann schrie Mogli, dessen Kopf nicht so nah der Erde war: „Sie haben sich getroffen. Gute Jagd! Schau! Hier stand kleiner Fuß, ein Knie auf einem Felsblock, — und dort ist großer Fuß.“

Nicht zehn Meter weit vor ihnen lag, hingestreckt über einen Haufen zerbrockelter Felsstücke, der Körper eines Dörflers aus dem Distrikt, mit einem dünnen, kleinen, befiederten Gondpfeil durch Brust und Rücken.

„War die Haube so alt und so toll, kleiner Bruder?“ fragte Baghira sanft. „Hier ist ein Tod wenigstens.“

„Folge weiter. Aber wo ist der Trinker von Elefantenblut, der roth-äugige Dorn?“

„Kleiner Fuß hat ihn vielleicht. Es ist nun wieder ein Fuß.“

Die einfache Spur eines leichten Mannes, der mit einer Last auf der linken Schulter schnell gelaufen sein mußte, führte rund um einen niedrigen, mit trockenem Gras bedeckten Grund, wo dem scharfen Auge der Befolger jeder Fußtritt wie in heißes Eisen gegossen erschien. Keiner sprach, bis die Fährte sie an die Wäse eines in einem Abgrund verborgenen Feldfuers führte.

„Wieder!“ rief Baghira, still haltend, als wäre er in Stein verwandelt.

Der Körper eines kleinen, hageren Gond lag da, mit den Füßen in der Wäse, und Baghira blickte fragend auf Mogli.

„Das wurde mit einem Bambus gethan“, sagte der Knabe nach einem Blick. „Ich habe solch ein Ding bei den Wäffeln gebraucht, als ich dem Menschenpud diente. Der Vater der Cobras — ich bin betrübt, daß ich mich über ihn lustig machte — kannte die Brut gut, ich hätte ihm glauben sollen. Sagte ich nicht, daß Menschen aus Bosheit töten?“

„Sie töten um der rothen und blauen Steine willen“, antwortete Baghira. „Bedenke: ich war in des Königs Käfigen zu Dodeypore.“

„Eins, zwei, drei, vier Fußspuren“, sagte Mogli, sich über die Wäse bückend.

„Vier Fußspuren von beschuhten Männern. Die laufen nicht so schnell wie Gonds. Was Böses kann ihnen der kleine Waldmann gethan haben? Sieh, alle Fünf haben, hier stehend, mit einander geredet, bevor sie ihn töteten. Baghira, laß uns zurückgehen. Mein Magen ist schwer in mir und dabei tanzt er auf und ab, wie ein Orioles (Pfingstvogel)-Nest an der Spitze eines Zweiges.“

„Es ist keine gute Jagd, wenn man das Wild laufen läßt“, sagte der Panther. „Die acht beschuhten Füße sind nicht weit gegangen.“

Eine Stunde lang wurde nicht gesprochen, bis sie die breite Spur von vier Männern mit beschuhten Füßen gefunden hatten.

Es war jetzt volles, heißes Tageslicht und Baghira sagte: „Ich rieche Rauch.“

„Menschen mögen immer lieber essen als laufen“, meinte Mogli, aus- und einwärts durch das Gestrüpp des Dschungel trotzend, das sie durchforschten. Baghira, der sich links ihm zur Seite hielt, machte ein unbeschreibliches Geräusch mit seiner Kehle.

„Hier ist Einer, der nicht mehr zu futtern braucht“, sagte er. Ein Bündel buntfarbiger Kleider lag unter einem Busch und rund umher war Mehl verstreut.

„Das ist wieder mit einem Bambus gethan“, sagte Mogli. „Sieh, solchen weißen Staub essen die Menschen. Sie haben Diesem, der ihr Futter trug, den Tod gegeben und geben ihn nun Chäl, dem Weier, als Futter.“

„Es ist der Dritte“, sagte Baghira.

„Ich will dem Vater der Cobras frische, große Frösche hintragen und ihn mästen“, sagte Mogli zu sich selbst. „Dieser Elefantenbluttrinker ist selbst der Tod und dennoch verstehe ich nicht —“

„Folge“, rief Baghira.

Sie waren kaum eine halbe Meile weiter gegangen, als sie Ko, die Krähe, im Gipfel eines Tamarindenbaumes, unter dessen Schatten drei Männer hingestreckt lagen, ein Totenlied singen hörten. In der Mitte eines Kreises, unter

einer eisernen Platte, auf der ein schwarzer, verbrannter, ungesäuertes Brotkuchen lag, rauchte ein halb erloschenes Feuer. Dicht bei dem Feuer, im Sonnenlicht glühend, lag der mit Rubinen und Türkisen überladene Ankus.

„Das Ding arbeitet schnell; hier endet Alles“, sagte Baghira. „Wie wurden diese Menschen getödet, Mogli? Es ist weder Zeichen noch Wunde an ihnen.“

Ein Dschungelbewohner weiß durch Erfahrung mehr über giftige Pflanzen und Beeren als eine Menge Doktoren. Mogli beschneffelte den Rauch, der von dem Feuer aufstieg, brach ein Stück des geschwärzten Brotes ab, kostete es und spie es wieder aus.

„Apfel des Todes“, hustete er. „Der Erste muß ihn in das Futter für Die gemischt haben, die ihn töteten, nachdem sie den GOND getödet hatten.“

„Gute Jagd, — in der That,“ rief Baghira. „Tod folgt auf Tod.“

Apfel des Todes nennt man im Dschungel den Dornapfel oder Datura, das am Raschesten wirkende Gift in Indien.

„Was nun?“ sagte der Panther. „Sollen wir, Du und ich, uns nun um dieses rothhängigen Totschlägers willen töten?“

„Kann es sprechen?“ flüsterte Mogli. „Habe ich es beleidigt, da ich es von mir schleuderte? Zwischen uns kann es nichts Uebles bringen, denn wir wünschen nicht, was Menschen wünschen. Wenn es hier liegen bleibt, wird es aber sicher weiter Menschen töten, Einen nach dem Anderen, und so schnell, wie Kasse bei hohem Wind fallen. Ich liebe die Menschen nicht, aber selbst ich möchte nicht sechs in einer Nacht töten lassen.“

Was schadet?“ rief Baghira. „Es sind nur Menschen! Sie töteten einander mit Bergnügen. Der erste kleine Mann vom Walbe jagte gut!“

„Sie sind Rindsköpfe; und ein Rindskopf würde sich erkaufen, um den Mond im Wasser zu beißen. Nein ist die Schuld“, sprach Mogli, als ob er Alles über Alles wüßte. „Niemals wieder will ich fremde Dinge in das Dschungel bringen, und wären sie so schön wie Blumen. Dieses“ — er hob behutend den Ankus auf — „geht zu dem Vater der Cobras zurück. Aber erst müssen wir schlafen; und wir können nicht neben diesen Schläfern schlafen. Auch müssen wir ihn erst begraben; er könnte fortrennen und noch sechs Andere töten! Grabe mir ein Loch unter jenem Baum! Wenn wir aufwachen, will ich ihn herausnehmen und zurückbringen.“

Zwei Nächte später, als die weiße Cobra in dem Dunkel des Gewölbes lag — trauernd, beschimpft, beraubt und allein —, wirbelte der von Edelsteinen funkelnde Ankus durch das Loch in der Mauer und krachte auf den mit Goldmünzen bedeckten Boden nieder. „Vater der Cobras“, rief Mogli — er blieb wohlweislich außerhalb der Mauer —, „nimm Dir aus Deinem Volk einen Erfahrenen und Starken zur Hilfe, um den Schatz des Königs zu hüten, auf daß nie wieder ein Mensch diesen Ort lebendig verlasse.“

„Ah — ah! Er kommt also zurück!“ murmelte die alte Cobra und schlang sich zärtlich um den Ankus. „Wie kommt es, daß Du noch am Leben bist?“

„Bei dem Bullen, der mich loskaufte, ich weiß es nicht! Das Ding hat sechsmal in einer Nacht getödet. Laß es nie wieder hinaus!“



Wissenschaft und Praxis.

Vor einigen Monaten war der „Vorwärts“ in der Lage, zu melden, daß der preussische Minister des Innern, Freiherr von der Rothe, eine vertrauliche Umfrage an sämtliche Regierungspräsidenten gerichtet hatte, in der er sich Aufschluß über die Ursachen des neuerlichen Anwachsens der Sozialdemokratie erbat. Leider ist nicht bekannt geworden, ob und welche Antworten inzwischen bei dem Minister eingelaufen sind und aus welchen Quellen die Präsidenten geschöpft haben. Zweifellos würden die Antworten uns mehr interessieren als die Umfrage. Sie müßten lehren, ob unter unseren hohen Verwaltungsbeamten Männer sind, die volkswirtschaftlich-historisches Wissen mit unabhängigem Urtheil verbinden. Leider ist Das unter Umständen, in denen die „gute Gesinnung“ Alles, der Muth der Ueberzeugung nichts ist, unwahrscheinlich. Das Schicksal des ehemaligen Handelsministers von Berlepsch, der die Kühnheit besaß, auch da noch den Standpunkt der Februarerlasse von 1890 festzuhalten, als der Wind sich gedreht hatte, ist ein Mene-Tekel für Alle, die Karriere machen wollen. Auch läßt die volkswirtschaftliche Ausbildung des höheren Verwaltungspersonals ziemlich Alles zu wünschen übrig. Rasse, Schönberg, Gustav Cohn, Jolly und Schanz berichteten 1887 in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik übereinstimmend von der mangelhaften Vorbildung der höheren Verwaltungsbeamten in Preußen. Sie weisen auf den Mißbrauch der sogenannten akademischen Freiheit hin, halten ein längeres und gründlicheres Studium der Juristen für nöthig und erklären eine eingehende Beschäftigung mit Nationalökonomie und Finanzwissenschaft als Vorbereitung zum höheren Verwaltungsdienst für unbedingt erforderlich. Zu den Gutachtern gehörte auch Herr Boffe, damals noch Direktor im Reichsamt des Innern. Er schrieb:

„Bewisse Gebiete unseres öffentlichen Lebens haben durch die moderne Entwicklung eine Bedeutung gewonnen, die es nöthig macht, daß jüngere Verwaltungsbeamte sich in größerem Umfange, als es durch die akademischen Studien und während der praktischen Vorbereitungszeit möglich ist, damit vertraut machen. Es möge dabei beispielsweise nur an das Versicherungswesen, die Währungs- und Münzverhältnisse, das Bankwesen, die Verhältnisse der Landwirtschaft, die großen Zollpolitik- und Tariff Fragen, den Weltverkehr und die Handelspolitik, die Statistik und die der staatlichen Einwirkung zugänglichen Erscheinungen des sozialen Lebens u. s. w. erinnert werden. Das tiefere und für eine erfolgreiche Mitwirkung bei der administrativen und legislatorischen Behandlung dieser Dinge unerlässliche Verständniß wird dem Durchschnitt unserer jungen Assessoren während ihrer Vorbereitungszeit nur in den seltensten Fällen zugänglich gewesen sein. Ein großer Theil der zur Gewinnung eines selbständigen Urtheiles in diesen Fragen erforderlichen Kenntnisse ist aus Büchern allein eben so wenig zu gewinnen wie aus akademischen Vorlesungen. (Auch nicht aus Beidem zusammen?) Daraus erklärt es sich, daß bei einem Theil unserer Verwaltungsbeamten eine zuweilen erstaunliche Indolenz welt- und zeitbewegenden Fragen gegenüber zu beklagen ist...“

Herr Boffe weist dann darauf hin, daß die Beamten des auswärtigen

Dienstes, die bei Missionen und Konsulaten beschäftigt und genüthigt waren, mit diesen Dingen sich praktisch und theoretisch zu beschäftigen, gewöhnlich die besten Kenntnisse besitzen. Im Anschluß daran empfiehlt er, junge Assessoren sechs Monate bis zu zwei Jahren im Konsulatdienste oder im Ressort der Reichsbank oder auch in großen aus- oder inländischen Handelsbetrieben und industriellen Unternehmungen zu beschäftigen.

Die Nothwendigkeit einer gründlichen Ausbildung der zukünftigen Verwaltungsbeamten in den Staatswissenschaften und in der Nationalökonomie sieht Herr Bosse also selbst ein; vom Studium der Wissenschaft auf Universitäten und aus Büchern hält er aber weniger als von einer kurzen Thätigkeit in der Reichsbank, in einem Handelshause, in einer Fabrik oder in einem Konsulate. Das Gesetz vom elften März 1879 betonte in seinen Motiven ausdrücklich, daß eine gründliche Kenntniß der Volkswirtschaftslehre und der Finanzwissenschaft zur befriedigenden Wahrnehmung der Pflichten der Verwaltungsbeamten unerlässlich, aber nur durch früh beginnendes ernsthaftes Studium, nicht erst im Laufe der praktischen Vorbildung zu erlangen sei. Und dieser Verächter der „Professorenweisheit“ ist Kultusminister in Preußen! Würdte man Herrn Bosse nicht beinahe empfehlen, sich einmal einen populären Vortrag über den Nutzen der Wissenschaft anzuhören?

Jeder Einblick in die Praxis von Handel, Gewerbe und Verkehr ist für einen jungen Assessor lehrreich. Aber zu behaupten, Das könne das Studium der Nationalökonomie irgendwie ersetzen oder sei ihm gar vorzuziehen, ist denn doch so seltsam, daß es einem unterrichteten Manne kaum zuzutrauen ist. Weiß etwa Herr Bosse nicht, daß gerade unter den Großkaufleuten und im Bankfach schon seit langer Zeit ein Bestreben nach Aneignung theoretischer nationalökonomischer Kenntnisse sich geltend macht? So lange in diesen Kreisen selbst das Fehlen theoretischer Vorkenntnisse in der Volkswirtschaftslehre und in der Finanzwissenschaft als ein empfindlicher Mangel anerkannt wird, dürften sie sich kaum zum Lehrberuf eignen. Die intelligente Großkaufmannschaft hat an der elektrischen und chemischen Industrie, in denen Deutschland bekanntlich an der Spitze Europas marschirt, gelernt, welche gewaltigen Erfolge die Praxis erzielen kann, wenn die Wissenschaft vorangeht. Würde man gestatten, daß Jemand als Chirurg operirte, dem die theoretische Anatomie unbekannt geblieben ist? Würde es vielleicht genügen, wenn ein solcher Mann ein bis zwei Jahre bei einem Fleischer das Schlachten gelernt hätte? Ist die Struktur des Wirtschaftskörpers nicht noch feiner und komplizirter als die des menschlichen Körpers und sind Operationen, die über das Wohl von Millionen, ja der ganzen Nation entscheiden, nicht eben so wichtig wie Operationen, bei denen die Gesundheit eines Einzelnen auf dem Spiele steht? Aber für die Chirurgen des Wirtschaftskörpers unseres Volkes hält Herr Bosse das theoretische Studium der Anatomie eben dieses Körpers, im Gegensatz zu allen Sachverständigen und zu seinen Vorgängern im Ministerium (s. d. Gesetz v. 11/3. 79), nicht für erforderlich.

Alle Praxis sollte sich auf den Grundlagen der Wissenschaft aufbauen; und doch sträubt sich die Praxis so häufig gegen die Wissenschaft. Schon im Jahre 1755 schrieb der Kameralist Justi, daß die Zeiten vorüber seien, da die Rechtsgelehrten zu allen Bedienungen des Staates taugten; die ganze Gestalt der Sachen habe sich geändert und es seien zehnmal mehr Bedienungen vorhanden,

zu denen Kenntniß in Kameral-, Polizei-, Kommerzien-, und Oekonomischen erfordert werde. Das war im Jahre 1755, — und wie sieht es heute aus? Nach wie vor giebt allein das juristische Staatsexamen den Rechtstitel auf die höchsten Stellungen im Staate; dah für die Verwaltungskarriere seit einiger Zeit der Nachweis von ein oder zwei Semestern Kameralia verlangt wird, ist bloßer Schein. Es genügt, sich bei Beginn und Schluß des Semesters mit der nöthigen Festirung der bezahlten Vorlesungen zu versehen.

Man kann bei der Besprechung preussischer Zustände heute nicht umhin, auch der persönlichen Anschauungen des Trägers der Krone zu gedenken.

Nun wissen wir durch Busch, daß Bismarck sich einer Aeußerung des damals dreiundzwanzigjährigen Prinzen Wilhelm erinnerte, die keine sonderlich günstige Meinung über die Professoren verrieth. Der Herrscher mag seitdem, wie jeder Mensch zwischen dem dreiundzwanzigsten und vierzigsten Lebensjahre, seine Anschauungen verändert haben. Er hat, besonders in neuerer Zeit, häufig Veranlassung genommen, der Kunst und den technischen Wissenschaften zu huldigen. Aber dabei handelte es sich doch in der Regel um künstlerische Leistungen, die dem Herrscher persönlich besonders ansprachen, oder um Technisches, sogenannte „praktische Wissenschaft“, deren Forschung- und Lehrthätigkeit in augenfälliger und unmittelbarer Weise der Praxis dient. „Dozenten und Bücherschreiber“ haben von kaiserlicher Huld bisher nicht viel verspürt und mancher Regimentskommandeur kann sich höherer Auszeichnungen rühmen als unsere hervorragendsten Gelehrten. Und Das erklärt vielleicht, wie Herr Bosse, der die Verwaltungsbeamten in Fragen der Staats- und Finanzwissenschaften nur „praktisch“ geschult wissen will, Kultusminister und Herr von Stumm, der die „unbotmäßigen Arbeitermassen mit Kanonen zur Reison bringen“ will, ein einflußreicher Mann werden konnte.

Da in der ganzen Zeitkultur verwandte Züge stark ausgeprägt sind, mag dieser Sinn fürs Praktische Manchen bestechen; der unparteiische Beobachter aber wird sich schwerer Besorgnisse nicht erwehren können. Gingen damit nicht das Volksschulgesetz des Grafen Jellich und das Vereinsgesetz des Freiherrn von der Rede eng zusammen? Ist es nicht bereits dahin gekommen, daß die Wissenschaft Vielen als für den Staat gefährlich und als umstürzlerisch gilt? Die Lehren der Naturwissenschaft sollen dafür verantwortlich gemacht werden, daß dem Volke „die Religion geraubt“ und daß ihm damit seine moralische Stütze, sein Trost im Unglück entzogen wird. Und doch steht die wahre Religion, die Goethe in der „ruhigen Verehrung des Unerforschlichen“ fand, in keinerlei Gegensatz zu der Naturwissenschaft, die sich auf das Erforschliche beschränkt. Nichts von Dem, was Christus verkündet hat, steht im Widerspruch mit den Lehren der modernen Wissenschaft. Aber das Beiwerk, das die Kirche im Laufe der Jahrhunderte hinzugefügt hat, um die Massen zu beherrschen, widerstrebt der gesunden Vernunft und den Einsichten der Gegenwart. Nicht die Naturwissenschaft hat dem Volk die Religion verleidet, sondern jene Orthodoxie, die an dem entstellenden Beiwerk festhält und der Dummheit oder der Heuchelei bedarf. Martin Deutinger, Schüler von Görres und Baader, schrieb: „Bequemlichkeit und pharisaischer Hochmuth haben sich mit einander verbunden, das Vorurtheil unter den Menschen auszubreiten, daß nur mit Gefahr des wahren Glaubens die Wege des Fortschens und der Erkenntniß betreten

werden könnten. „Gehe nicht hinaus,“ spricht der Paule nach der Schrift, „denn es ist ein Eide auf der Strafe!“ . . . Wie können Diejenigen, die nie auf der Bahn lebendigen Wissens gewandelt sind, behaupten, daß es verderblich sei, nach einer solchen Erkenntnis zu ringen, daß der Mensch beim Glauben beharren soll? Auf diese Weise sich auf den Glauben berufen, heißt geradezu, den Glauben als eine lebendige, uns verliehene Gnade und Gotteskraft leugnen.“

Wenn die Regierung kirchlich-orthodoxe, der Wissenschaft feindliche Bestrebungen fördert, wenn sie den konfessionellen Charakter der Schule mehr und mehr betont, die Religionstunden auf Kosten des übrigen Unterrichts vermehrt, die Geistlichkeit in verstärktem Maße zur Schulaufsicht heranzieht, die Lehrerschaft in materieller Hinsicht zurücksetzt und die Einnahmen der Universitätslehrer zu beschränken unternimmt, so schädigt sie Unterricht und Wissenschaft.

Die Abneigung „maßgebender Kreise“ gegen jede volkswirtschaftliche Lehre, die geeignet sein könnte, der Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen und, was man damit identifiziert, der Lehre der Sozialdemokratie Vorstoß zu leisten, ist offenkundig. Noch immer ist das Schlagwort vom Kathedersozialismus nicht abgethan und damit gelten gewisse unbequeme Theorien als widerlegt und gerichtet. Anstatt die bessernde Hand an Zustände zu legen, deren Reformbedürftigkeit von der Wissenschaft erwiesen ist, zieht man vor, die Gesetze fortschreitender Entwicklung zu ignorieren. Und wenn Herr Boffe der „praktischen Ausbildung“ vor dem Studium den Vorzug giebt, so fürchtet er offenbar, die zukünftigen Staatslenker könnten von dem Gift der Wissenschaft infiziert werden.

Würde die Androhung von Zuchthausstrafe für Anreizen zum Steife möglich sein, wenn unsere verantwortlichen Politiker mit der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung Englands in diesem Jahrhundert besser vertraut wären? Das englische Gesetz vom neunundzwanzigsten Juli 1800 verbot jegliche Verabredung von Arbeitern zur Erzielung von Lohnerhöhungen, Herabsetzung der Arbeitszeit und Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Zuwiderhandelnde sollten mit Zuchthaus (hard labour) bestraft werden und gesammelte Gelder sollten verfallen sein. Was war die Folge dieses draconischen Verbotes? „Seine einzige Wirkung bestand darin, die Gesühle der Arbeiter gegen die übrigen Gesellschaftsklassen zu vergiften, den Geist des Mißtrauens, des Hasses und der Verzweiflung unter ihnen zu säen, den Sinn für Recht und Unrecht in ihnen zu ertöten. Damals nahmen die Koalitionen den Charakter geheimer Verbindungen an; unter den gräulichsten Eidschwüren verpflichteten sich ihre Mitglieder und in der Verfolgung ihrer Zwecke schrafen sie selbst vor den schändlichsten Verbrechen nicht zurück. Und Wer wollte darüber staunen! Wurden sie doch, gleichviel ob sie nichts als eine einfache Koalition schlossen oder ob sie schwere Gewaltthaten begingen, in ganz gleicher Weise bestraft.“*)

Im Jahre 1824 wurden die Koalitionverbote abgeschafft, die Arbeiterbewegung lenkte allmählich in gesetzliche Bahnen ein, die Organisationen gewannen fortgesetzt an Ausdehnung und schließlich fielen alle Ausnahme-Bestimmungen; der Selbsthilfe der Arbeiter wurde unbeschränkter Spielraum eingeräumt, — und heute besitzt England die am Wenigsten staatgefährliche Arbeiterschaft.

Das erfährt ein Assessor allerdings weder bei der Reichsbank noch in einem

*) Professor Ugo Brentano: Das Arbeitsverhältnis gemäß dem heutigen Recht.

großen Handelshause, sondern nur aus Vätern. Aus dem Studium einiger guten Bücher könnte der Freiherr von der Rede, der als Assessor vielleicht auch nur „praktisch“ ausgebildet worden ist, sogar die Lehre ziehen, daß die Zunahme der Sozialdemokratie in Deutschland eng mit dem Druck gesetzlicher und administrativer Maßregeln und mit der strengen Praxis der Gerichte zusammenhängt.

Professor Oldenberg hat vor einigen Monaten lehrreiche Daten aus der amtlichen preussischen Streikstatistik mitgeteilt. Daraus ist zu entnehmen, daß die Erfolge der Streikenden seit dem Sommer 1895 im Vergleich zu früheren Jahren ganz erheblich zugenommen haben. Das ist zugleich der Zeitpunkt, der den neuerlichen, ganz außerordentlichen Aufschwung der deutschen Industrie bezeichnet. Während in der ersten Hälfte der neunziger Jahre die streikenden Arbeiter durchschnittlich in fünfunddreißig von hundert Fällen ihre Forderungen ganz oder

theilweise durchsetzten, erhöhte sich dieser Prozentsatz für den

Winter 1894/95	auf 49 Prozent
Sommer 1895	„ 49 „
Winter 1895/96	„ 77 „
Sommer 1896	„ 71 „
Winter 1896/97	„ 51 „
Sommer 1897	„ 64 „

So lange das Angebot von Händen die Nachfrage überstieg, hatten die Streikenden geringere Erfolge; als in der Periode des Aufschwunges sich Mangel an Arbeitskräften herausstellte, waren sie erfolgreich. Auch die absolute Zahl der Strikes weist in den letzten drei Jahren eine erhebliche Zunahme auf; und daraus geht hervor, daß eine große Anzahl von Arbeitgebern nur durch Zwang zu bewegen war, ihre Arbeiter an den steigenden Gewinnerträgen entsprechend Theil nehmen zu lassen. Daß auch die Konkurrenzfähigkeit darunter nicht litt, lehren die zunehmenden Erträge unserer Industrie in den letzten Jahren. Natürlich erhöhte eine sehr erhebliche Anzahl von Betrieben die Löhne auch ohne Strikes und ich will nicht untersuchen, ob Das häufiger aus Humanität geschehen ist oder, um die Arbeiter nicht zu verlieren und Strikes vorzubeugen. Jedenfalls sollten Herr von Stumm und Konsorten schon aus der Thatsache der vielfachen Streikerfolge entnehmen, daß es immer noch Unternehmer giebt, die ihren Arbeitern freiwillig nichts einräumen. Das wird auch weiterhin der Fall sein, so lange Selbstsucht und Eigennuß nicht aus der Welt verschwunden sind. Da aber hierüber noch einige Zeit hingehen wird, so ist der Strike und der „Anreiz“ zum Strike — ohne den kein Strike möglich ist — im Sinne der wirtschaftlichen Gerechtigkeit nicht zu entbehren. Gewaltthätiges Vorgehen gegen Arbeitwillige ist natürlich nicht zu dulden. Aber schon gewisse gerichtliche Bestrafungen auf Grund friedlicher und maßvoller Äußerungen, die bestimmt waren, Berufsgenossen vom Strike in Kenntniß zu setzen, gehen zu weit. Vor Abwegen kann nur Eins schützen: nicht die vermeintliche Klugheit der Praktiker, sondern die unparteiische Stimme der Wissenschaft, die den Dingen ohne Vorurtheil und ohne Eigennuß gegenübersteht.

Julius Steinhügel.



Die Saharet.*)

Von Hamburg fuhr ich nach Berlin, wehmuthvoll an Friedrichsruh vorüber. Bei den Nichtrauchern roch es nach Bratheringern mit Spiegeleiern — ein Vortheil der D-Züge —, bei den Rauchern nach Freimaureervigarren. Ich entschied mich für die Raucherabtheilung. Der Inhalt der Nachmittagsausgaben aller hamburger Zeitungen war bald erschöpft, zu ernster Lecture regte mich die Witterung drinnen und draußen nicht an. Eben wollte mich das bekannte Sitzzugschlösschen übermannen, als ein hamburger Kaufherr mich mit der mir nicht mehr ganz fremden Axtrede begrüßte: „Sind Sies oder sind Sies nicht?“ Ich wars und zündete mir eine von seinen guten Cigarren an. Kaum war die Unterhaltung, die ich vom chinesischen Gebiet möglichst bald auf das Thema „Nichts Neues vor Berlin?“ hinüberzulenken bemüht war, in Fluß, als er äußerte: „Ich fahre extra deshalb noch einmal nach Berlin, um sie zu sehen. Sie geht — oder, richtiger: sie tanzt — mir furchtbar im Kopf herum, ich sehe sie überall vor mir, ich kann sie nicht vergessen. Meine Frau weiß nicht, daß ich nach Berlin fahre; mit dem heutigen Nachzuge reise ich wieder zurück... Sahen Sie sie tanzen?“ „Nein, ich habe sie nicht gesehen, ich weiß auch gar nicht, wen Sie meinen!“ „Ach, die Australierin, die Tänzerin im Wintergarten, die Saharet.“ „So!“ Wir hielten im Vehrter Bahnhof. „Auf Wiedersehen!“

So ziemlich alle zwei Jahre besuche ich die Reichshauptstadt und trete bei dieser Gelegenheit die Runde durch sämtliche Vergnügunglokale Berlins an; aber höchstens einmal: dann habe ich für die nächsten paar Jahre mehr als genug. Nur den Wintergarten besuche ich öfter, weil ich sicher bin, dort Bekannte aus den Kolonien zu treffen; im Wintergarten wird nämlich Kolonialpolitik getrieben. Man muß das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.

Da sah ich sie nun tanzen, viermal, an den sämtlichen vier Abenden, die ich in Berlin zugebracht habe; ich war bei ihr, sie bei mir; auch ihren Tanzübungen, dem Einstudiren neuer Tänze habe ich an einem trüben Nachmittag auf der Bühne des Wintergartens beigewohnt. Wir waren Fünf: die Saharet, ihr Mann, ihr Kind, ein spanischer Balletmeister und ich.

Eine merkwürdige, in ihrer Art einzige Erscheinung, diese Gazelle, dieses

*) Die Tänzerin Saharet — sie heißt eigentlich Clarissa Rose und stammt aus Melbourne — hat im berliner Wintergarten ganz ungewöhnliches Aussehen erregt und besonders bei künstlerisch gestimmten Naturen einen Beifall gefunden, wie er den Sternen der Spezialitätenbühne sonst selten beschieden ist. Meister Franz von Venbach hat sie im Januar nach München geladen, ihr den Verlust des riesigen berliner Honorars und die Reisekosten reichlich ersetzt und sie verpflichtet, sich vierzehn Tage lang seiner Kunst allein zur Verfügung zu stellen. Er hat sie mehrfach gemalt und ist nicht müde geworden, die wilde Grazie der „Strahlenden“ zu bewundern. So wird man denn nicht darüber staunen dürfen, daß diese fremdartig reizvolle Erscheinung auch auf Herrn Eugen Wolf, der als Weltfahrer — und, nebenbei bemerkt, als ein sehr wirksamer Förderer der deutschen Kolonialpolitik — so vieler Menschen Länder und Städte sah, ihren Hauber gelibt und den nicht leicht mehr Entzückten zu einem Carnevals hymnus angeregt hat.

Känguru, diese australische Saharet mit den großen runden Augen, deren Weißes ins Bläuliche schimmert, deren Pupille alle Farben annimmt; je nachdem sie spricht oder schweigt, tanzt oder ausruht, werden diese grünlichen oder grauen, blauen oder goldigen Augen klein, groß, rund, länglich. Mitunter leuchten sie wie Rapenaugen, dann wieder sind es die Augen einer scheuen Gazelle. Während ich mich mit ihr unterhalte, bläst die lustige Saharet die rothen Wädschen auf wie ein Engelchen und plagt lachend heraus: „Sehen Sie, Das thue ich immer, damit bringe ich die Männer in Verzweiflung. Wissen Sie, was meine Augen sind? Es sind . . . grey eyed greedy guts.“ Und sie deklamirt mit Pathos: „Look me in the eye villain that I may smite you with a feather.“ In dem kleinen, runden, übermüthigen und frischen Gesichtchen der zwanzigjährigen Frau ist auch das Näschen interessant: fein, klein, kurz, an der Grenze des Stumpfnäschens. Spricht man mit der Saharet, so bläst sie die Nüstern auf, wie ein Pflaßpferd. Dieses freche Näschen ist ein ganz merkwürdiges Ding; es spricht nämlich mit: trotz seiner Kleinheit ist es überall dabei und verräth einen gewissen Grad von Selbstbewußtsein. Die Ohren der Saharet sind niedliche, ideal schön geformte, durchsichtige rosarothte Muscheln; sie hat es nicht nöthig, die Lauscher mit ihrem eigenem Haar oder mit falschen Bandeaux zu bedecken, wie eine als berühmt ausgegebene Tänzerin à la mode. Auf der Oberlippe wiegt sich ein zart angedeuteter lieblicher dunkler Flaum, der den Schelm verräth. Auch der Mund ist merkwürdig; er sieht fast aus, als müsse, wenn die untere Lippe schmolzt, die obere küssen, — und umgekehrt.

Die Saharet hat mit mir übrigens nie geschmolzt... Auch habe ich sie natürlich nie geküßt.

Vom dem Wirbel ihres Köpfchens richtet sich, wenn sie tanzt, ein Büschel Haare kergengerade in die Höhe, ungefähr so, wie es bei den Pathans in Indien oder bei den Koreanern gebräuchlich ist. Während ich ihren feinen Hof betaste plagt sie lachend heraus: „On the right side the bump of high kicks, on the left the bump of splits!“

Das Haar trägt sie ziemlich kurz; doch ist der etwa dreißig Centimeter lange Haarbüschel, den sie so zu arrangiren versteht, daß er vom Wirbel direkt in die Luft hinaustragt, besonders charakteristisch an ihr, — ein Geheimniß ihrer Daartracht, das sie nicht verräth und um das sie von ihren Konkurrentinnen beneidet wird. Das dunkelbraune Haar ist weich, glänzend, fein. Die Zähne sind prachtvoll; wenn sie lacht, kommt die Spitze eines kleinen, frechen Zängleins zum Vorschein; man muß mitlachen, ob man will oder nicht.

Es interessirte mich, zu erfahren, ob ihr Herz und ihre Lungen bei der angestregten Thätigkeit — die Saharet übt nämlich jeden Tag mehrere Stunden — noch normal seien; ich frage, ob sie mir gestatten wolle, diese Organe von einem Arzt untersuchen zu lassen. Sie lacht hell auf, — und ich muß jetzt selbst bei dem Gedanken lachen, daß mein Interesse für sie so weit ging. In dem schlanken Körper arbeitet eine höchst gesunde Lunge; und daß ihr Herz nichts zu wünschen übrig läßt, hat mir außer dem Arzt auch ihr Mann bestätigt.

Die Saharet wiegt nur 55 Kilo, trotz ihrer Länge. Nicht sie Einem die Hand, so umfaßt man eine lange, feste, Willenskraft verrathende, kühle Hand. Auch der Fuß ist lang, schmal, fest und kräftig. Ihre Gelenke sind von merkwür-

diger Beweglichkeit, wie man sie eigentlich nur bei Kautschukmännern erwartet. Sie spricht zwei Sprachen: eine mit dem Mund, die andere durch ihre merkwürdig belebte Mimik; was sie sagen will, kann sie auch mit den Augen, mit der Nase, mit einer Lippenbewegung sagen, ohne den Mund aufzutun.

„Ich bin eine Australierin, denn ich bin in Australien geboren; meine Mutter aber ist Kanadierin, mein Vater Schotte. Meine Mutter war beim Theater, auch wahr sagte sie aus der Hand und trat als Urfrau auf; mein Vater war Obersteward auf einem Dampfer. Meine Mutter hat dann noch einmal geheirathet.“ „Was war denn der zweite Vater?“ „Der war nichts. Meine Mutter hatte einen Fruchtladen — ich habe alle Keffel aufgeessen —, dann mußte sie das Geschäft aufgeben. Nachher heirathete sie zum dritten Male, einen Barbier; und jetzt hat sie einen vierten Mann. Der heißt ‚Malley‘, — mehr weiß ich nicht von ihm.“ „Haben Sie denn noch Geschwister?“ „Ja, vom ersten Vater waren fünf Kinder da.“ „Die sind wohl Alle so gesund wie Sie?“ „No! Das erste Kind starb, weil es zu viele unreife Pflaumen gegessen hatte; das zweite starb an kalten Füßen, das dritte, — wer weiß, woran, ich kann mich wirklich nicht mehr darauf besinnen. Eins weiß ich noch: als ich klein war, hatte ich immer schmutzige Schuhe und bekam Prügel. Auch wollte ich immer lesen; ja, das Lesen war meine Leidenschaft und ist es geblieben. Als ich so ein kleines Ding war, habe ich heimlich immer die Buchstümpfchen gestohlen und unter meinem Kopfkissen versteckt, damit ich nachts lesen konnte.“

So scherzte sie, bis ihr zweijähriges Kind Carry in die Stube kam. Ein Engelsköpfchen, wie es Murillo nicht schöner gemalt hat. Das Kind tritt mit graziosem Spanischen Schritt ins Zimmer herein, in Gesellschaft von zwölf Puppen, die sie in einem kleinen Korbwägelchen hinter sich herzieht, bewacht von einem Foxterrier, der zwar der Hauswirthin gehört, aber mit dem Kinde innige Freundschaft geschlossen hat.

Die Saharet plaudert weiter. „Sehen Sie, ich bin jetzt zwanzig Jahre alt; mit achtzehn Jahren habe ich geheirathet. Sie wußten wohl nicht, daß ich verheirathet bin? Hier ist mein Mann; er ist zugleich mein Impresario. Er sah mich tanzen und: mich sehen und heirathen war Eins. Natürlich kam dann gleich das Kind. Carry ist jetzt zwei Jahre alt und kerngesund. Sie geht mit mir nach Rußland, hat überhaupt alle Reisen mitgemacht. Untermwegs habe ich sie mit der Flasche genährt, eine Amme hat sie nie gehabt; aber sie tanzt, tanzt viel besser als ich, tanzt Alles, was ich tanze, und wenn ich einen neuen Tanz einübe, dann übt Carry mit und die Puppen müssen tanzen, alle, und dann muß der Hund tanzen, der aber wenig entzückt von dem Tanzunterricht scheint.“ Während die Saharet mit mir spricht, mir von ihrer Familie und ihrem Kind erzählt, kocht sie Chokolade für ihr Töchterchen und spielt mit dem Kinde „Elefant“. Das war eine Separatvorstellung, gegen die ich nicht den ganzen Ribbelungerring eingetauscht hätte. Sie macht sich plastisch zum Elefanten und zeigt dem Kinde, wie Elefanten den Rüssel bewegen und „Chokolade trinken“. Plötzlich fliegen Vater, Mutter, Kind, zwölf Puppen und der Hund auf das Sofa, — ein Anlauf von Eltern Glück, Kinderfreude und harmloser Fröhlichkeit. Dazu

singt die Saharret: „Romm di daddell da romm di daddell di dei“ oder „Killey Killey Punko“ (soß Kille Kille, Panfow heißen, — ein in Berlin beliebtes Lied des Komikers Lütke-Carlßen) oder „Klick klick klick I'm a monkey on a stick, a monkey on a stick am J...“ Ich frage sie: „Fühlen Sie sich denn in dieser kleinen Mietwohnung glücklich und wären Sie nicht lieber zu Hause, im wilden Westen Australiens, wo Sie Ihre große Liebe für Thiere praktisch als Landwirthin bethätigen könnten?“ „Ja, Das will ich auch später thun, aber jetzt muß ich sehr weise und praktisch sein und Geld verdienen, wissen Sie.“

In ihrer Wohnung lagen so viele Anzüge herum, daß mindestens zwölf Tänzerinnen sich Kostüme hätten aussuchen können. „Sehen Sie, das Alles lasse ich in Paris beim ersten Theater Schneider machen. Es kostet mich ein Heidegeld, aber wenn ich nicht ganz reine Toiletten, namentlich ganz reines seidenes Unterzeug an habe, bin ich unglücklich. Das hier“ — dabei flogen mir einige ihrer Kostüme um den Kopf — „sind getragene Sachen, aber sie wären für manche andere Tänzerinnen immer noch rein; tadellos saubere Kleidung ist doch der beste Schmuck.“

„Weshalb tragen Sie denn keine Brillanten, wie die Otero?“ „Ach was, Brillanten! Brillanten könnte ich in Fülle haben, wenn ich wollte. Aber wenn ich sie hätte, möchte ich sie nicht tragen. Wozu denn? Bin ich nicht sauber? Bin ich nicht jung? Bin ich nicht hübsch gewachsen?“ Dabei dreht sie eine Pirowette, biegt den Oberkörper nach hinten über, wirft mir einen lichten Blick zu und pfeift vor sich hin: „Hol di dol di dei du Hol di dol di da.“

„Wenn ich mich anziehe, kommen erst die Strumpfbänder an die Reihe. Das scheint Ihnen sonderbar, nicht? Dann die Höschen, die Taille, das Oberkleid, höchstens ein Tröpfchen Kamin, das muß ich mir so anstupfen wegen des Lampenlichtes, ein paar ganz gewöhnliche große Ohrringe; ohne Ohrringe kann ich gar nicht tanzen. Und dann habe ich noch eine Caprice: ein dünnes, unansehnliches schwarzes Sammetbändchen, das binde ich mir um, sonst blide ich mir ein, die Bühne nicht betreten zu können. Auch die alten rothen Schuhe, die hinten aufgerissen sind, muß ich tragen, weil ich am Besten in rothen Schuhen tanze; es ist wohl Einbildung, aber am Besten tanze ich, wenn ich vorher hinein gespußt habe. . . . So ein Spigenkleid, von schwarzen Spigen, wie dieses da, muß ganz durchsichtig sein, damit das kirchrothe Unterkleid auch zur Geltung kommt. Wenn ich weiße Spigen um die Hüfte gelegt habe, wird noch ein klatzrosenrothes Bouquet hineingesteckt, dann bin ich fertig. Das geht bei mir eins — zwei — drei! Wenn ich heute nach der Vorstellung mit Ihnen speisen werde, sollen Sie sehen, wie schnell ich aus der Tänzerin heraus springen und fertig sein kann. . . . Da liegen auch die Tambourins herum; ich muß kleine nehmen, den große Tambourins mit dem Fuß zu treffen, wäre viel leichter, als die kleinen, die nur zwanzig Centimeter Durchmesser haben. Je verbrauchter das Kolbfeß meines Tambourins ist, desto lieber habe ich es. Auf diesem dunklen, schmutzigen Feß habe ich viel herum gearbeitet, — natürlich mit der Fußspitze. Die meergrünen und kirchrothen Bänder, mit denen ich abwechselnd das Tambourin am äußeren Rande ziere — die Bänder sind fünfzehn bis dreißig Centimeter lang —: Alles meine eigene Handarbeit. Hier haben sie eins von meinen alten, mir so lieb gewordenen Tambourins; ich schenke es Ihnen zum Andenken an unsere kurze Bekanntschaft. Die Tanzschuhe lasse ich alle

in Paris arbeiten; meistens nehme ich kirchrothe Schuhe. Vorn auf dem Ausschnitt sitzt ein rundes, apfelgrünes Pompon. Ich muß mindestens vier Centimeter hohe und nach innen geschweifte Abfüge an den Schuhen tragen; mit flachen Tanzschuhen, wie Sie mir vorschlugen, ginge es gar nicht. Ja, mein Fuß ist lang, aber schmal. Wie gefällt Ihnen mein Fuß?“ Bums: da lag er vor mir auf dem Tisch. „Meine Bloomers sind hellgrün; diese Frühjahrstriebsfarbe gefällt mir und das Apfelgrün erinnert mich auch an die vielen Äpfel, die ich in meinem Leben gegessen habe. Meine Höschen bestehen aus sieben Volants, die von der Hüfte bis zum Knie reichen. Jeder Volant ist etwa fünfzehn Centimeter lang und zwischen jeden Seidenvolant lasse ich einen weißen, mit Silber durchwirkten Tüllvolant einfügen; die Seidenvolants sind gezackt, die Tüllvolants glatt. Meine Oberschenkel sind von der Hüfte bis zum Knie 67 Centimeter lang. Split-Weite bis zum Knie 85; ich mache doch beim Tanzen den ‚großen Split‘ und dann beträgt die Entfernung von einer Fußspitze zur anderen 1 Meter und 80 Centimeter. Die Taille wird hinten genestelt. Das kann ich mit meinen langen Armen selbst besorgen. Sie muß hinten tief ausgeschnitten sein, ich brauche Luft und Freiheit der Bewegungen; ich lasse sie aus der schwersten Seide, die man bekommen kann, arbeiten; sehen Sie, hier ist eine alte, oft getragene, lange gebrauchte Taille.“ Sie ist aus kirchrother Seide, hat den Schnitt der spanischen Bolerojäckchen, kurze Puffärmelchen aus schwerstem Seidenatlas und vorn ein apfelgrünes Jabot. Kleine, runde Goldplättchen sind in Arabeskenform aufgenäht; imitirte Steine in Kirchlerngröße, in allen Farben, Nauchtapas, Saphir, Rubin, Amethyst, Smaragd, schmücken das Jäckchen. Auf jeder Seite hängen fünfzehn schwere goldene Troddeln. „Das trägt mehr zur Bewegung des Bildes bei“, sagt sie. „Mein Tanzjupon hat 56 Centimeter Taille und 88 Centimeter bis zum Knie, aber unten hat das Röckchen fünf Meter Umfang; so viel muß ich haben, wenn ich den ‚großen Split‘ mache. Es ist ein Doppeljupon; innen ist es aus apfelgrüner — ja, Sie lachen, weil ich immer von Kesp in spreche! Ach bitte, bringen Sie mir heute Abend welche mit! — innen ist es aus apfelgrüner, weicher Seide; da lasse ich drei Seidenvolants mit grünem Stoß anbringen und dazu wieder weiße, mit Silber durchwirkte Tüllvolants. So durcheinander wirkt Das malerisch, wenn ich herumfliege und die äußere kirchrothe Farbe des Jupons sich mit der inneren hellgrünen Seide und den weißen Volants verwehlt. Beide Röcke sind aufeinander genäht und sehr schwer; sie müssen es sein, damit sie beim Drehen das Rad bilden. Die Gold-Pailletten habe ich in Arabeskenform aufnähen lassen; und die Goldtroddeln, die falschen Steine um das Taillenband und der große falsche Smaragd als Gürtel-Schluss; das Alles gehört dazu. Wenn meine Kostüme weniger reich wären, würde ich trotz meiner Kunst nicht gefallen. Ich werde wohl noch zehn Jahre arbeiten müssen, ehe ich im Staute bin, mir in Australien ein kleines Häuschen auf dem Lande einzurichten, um dort mit meinem Mann und meinem Kinde glücklich zu leben.“

Dabei tanzt sie im Zimmer herum und lacht. „Ich bin immer lustig und vergnügt, ich tanze für mich, es macht mir Vergnügen.“ Und sie tanzt, das kleine Kind tanzt hinter ihr her und sie singt dem Baby vor: „Kliek kliek kliek I'm a monkey on a stick, a monkey on a stick am J...!“



Selbstanzeigen.

Beiträge zur amerikanischen Literatur- und Kulturgeschichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1898. 424 S. 8 Mark.

Der Zweck dieses Buches ist: eine richtige Vorstellung von den höheren Literatur- und Kulturbestrebungen in den Vereinigten Staaten zu geben und auf kräftige Strömungen im amerikanischen Geistesleben hinzuweisen, die dem Auge des Ausländers meist entgehen, aber bestimmt sind, auf die Bildung und Beschaffenheit des Nationalcharakters einen entscheidenden Einfluß zu üben. Bei der Beurtheilung eines fremden Volkes hat man gewöhnlich ein scharfes Gesicht für auffällige, aber unwesentliche Sonderbarkeiten, die einen so starken Eindruck auf den Beobachter machen, daß er alles Andere übersieht. Unter solchen Umständen werden die Bilder, die man von Land und Leuten entwirft, leider in den meisten Fällen zu lächerlichen Zerrbildern. Die Aufrechterhaltung und Erweiterung der seit der Gründung der Republik bestehenden friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten sollte jeder Deutsche und jeder Amerikaner, dem das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, nach Kräften befördern. Auf geistigen, gewerblichen, landwirthschaftlichen und handelspolitischen Gebieten stehen die beiden Länder in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zu einander und werden erst recht gedeihen und den ihnen gebührenden Platz unter den Weltmächten einnehmen, wenn sie die Vortheile der Freizehung und Befestigung der herkömmlichen Eintracht einsehen und wenn diese Einsicht bei der Regelung des internationalen Verkehrs sich geltend macht und zur Richtschnur bei der Lösung aller internationalen Fragen dient. Wenn der deutsche Vorkriegs- und der amerikanische Wähler bei der geringsten Veranlassung gierig herabstürzen, um sich wie Meier um jedes Ras zu zanken und zu bekriegen, werden sie nie die stolze Höhe erreichen, zu der sie sich sonst im idealen Wettstreit leicht aufschwingen könnten. Selbst die flüchtigste Darstellung der Kulturgeschichte der Vereinigten Staaten muß die Errungenschaften des deutschen Geistes in der Kunst, Wissenschaft, Literatur und namentlich in dem höheren Erziehungsweisen in Betracht ziehen und dessen veredelnden Einfluß auf die Ausgestaltung der Civilisation in der neuen Welt anerkennen. In meinem Buch wird mehrfach darauf hingewiesen und die Bedeutung Deutschlands für Amerika in dieser Beziehung hervorgehoben.

München.

Professor E. P. Evans.



Rauchringe. Wien, Verlag von Leopold Weiss.

Ich habe versucht, diesen Band Verse mit einer Eigenschaft zu imprägniren, die man von Versen eigentlich nicht verlangt und die doch dazu dienen könnte, die allgemeine Gleichgiltigkeit gegen neue Dichtung zu überlisten: ich meine die Eigenschaft, den Leser zu amüsiren. Ich hoffe, daß mir der Versuch nicht ganz mißlungen ist, und freue mich, daß Martin Greif am einundzwanzigsten Dezember des vergangenen Jahres im Fränkischen Kurier über die „Rauchringe“

schrieb: „Auch rein unterhaltende Dichter soll und darf es geben, und wenn ein Soldat, wie es hier der Fall ist, zugleich echte Grazie besitzt, so heißen wir ihn mit um so größerer Freude willkommen“.

Wien.

Emil Reher.



Die moderne Seele. Leipzig, Hermann Haack. 1899.

Es handelt sich um eine Autopsychologie des modernen Menschen, da der Verfasser die Entwicklung seines eigenen Seelenzustandes zu einer Darstellung der modernen Seele überhaupt zu erweitern versucht hat. Vor Allem sei die Terminologie des Buches erklärt, die in einem neuen Sinne verstanden sein will. Ich unterscheide zwischen „unbewußten“ und „bewußten“ Menschen und nenne diejenigen, die im Gleichgewicht des Wollens und des Wissens leben, „Unbewußte“. Als Vertreter dieses Typus sehe ich in der heutigen civilisirten Menschheit nur das Weib und das Kind an. „Bewußte“ nenne ich die Vertreter des männlichen Typus unserer Zeit, des Typus, in dem das „Bewußtsein“ zum Tyrannen des Lebens geworden ist und der in seiner äußersten Konsequenz die dem Arzte wohlbekannten „Schichtenneurastheniker“ erzeugt. Carlyle sagt: „Unbewußtheit gehört dem reinen, ungemischten Leben an, — Bewußtheit einer krankhaften Mischung und einem Kampf zwischen Leben und Tod“. Werder wie Weib und Kind, wie die freien, unbewußten Geschöpfe der Natur! Das welt-symbolische Beispiel einer solchen Ueberwindung der „Bewußtheit“ zum Frieden, zum freudigen Einheitgefühl mit der Natur ist Christus, nicht der mißverstandene Christus der Kirche, sondern der Christus, der zum Herzen der Natur, zur göttlichen Urseele zurück- und eingekehrt war, als er sich „Sohn Gottes“ räumte. Dieser Christus litt nicht mehr. Die Worte entströmten unbewußt seinem heiligen Munde, wie der Duft der Rose unbewußt ihren Blüten entströmt. Gequält, verhöhnt, bespien und gekreuzigt, litt er nicht mehr. In solcher Auffassung Christi wagt es der Verfasser, allen Kranken, allen um das Gleichgewicht ihrer Kräfte Gebrachten, allen innerlich Zerstückten und Faulen den Weg zur Gesundung zu weisen.

Max Messer.



Ein Nachwort zum Dogma vom klassischen Alterthum. Neun Briefe an Julius Schwarz. Leipzig, L. V. Hirschfeld. 1899.

In den vier ersten Briefen spreche ich von der Ausnahme, die mein Buch bei der Kritik gefunden hat, und wehre mich dabei insbesondere gegen Angriffe. Zunächst beleuchte ich die Kampfweise, deren sich der petersburger Professor Herr Th. Zielinski in seiner Schrift über Cicero mir gegenüber bedient; dann suche ich nachzuweisen, daß zwei Andere der Gegner, Paul Cauer und Arnold Dhlert, zwar aus anderem Holz geschnitten sind, daß aber auch ihre Besprechungen zu denen gehören, die zeigen, wie Besprechungen nicht sein sollen; zu Dank verpflichtet dagegen haben mich neben Anderen, wie namentlich einigen Fachzeitschriften und Max Schneidewin in seiner „Antiken Humanität“, in erster Linie die „Grenzboten“ und Alfred Rausch in der „Zeitschrift für Philosophie und

Pädagogik". Der fünfte bis siebente Brief enthalten Erläuterungen und Ergänzungen meines im „Dogma“ eingenommenen Standpunktes. Ich weise irrige Auffassungen meines Verhältnisses zur Religion zurück, ich zeige, daß eine Verwirklichung meines pädagogischen Ideals zwar erst von der Zukunft erwartet werden kann, daß aber auch nicht Weniges des von mir Verlangten in der Gegenwart durchführbar ist, so namentlich meine Forderung der radikalen Trennung des Sach- und des Sprachunterrichtes und meine Ausführungen über das Deutsche. In den letzten beiden Briefen ergänze ich den historischen Theil meines Buches dadurch, daß ich zunächst die Stimmen einiger besonders charakteristischen Anhänger des Dogmas, die dort keine Stelle finden, auf ihre Bedeutsamkeit hin prüfe; den Abschluß bilden Diejenigen, die ich zu den das Dogma Bekämpfenden rechne. Zu Jenen gehören hauptsächlich Oskar Jäger, Theobald Ziegler und U. von Wilamowitz-Möllendorf, zu Diesen Kasul Frary, Eduard von Hartmann und Paul Pfizer. Professor Paul Herrlich.



Johannes. Von Gustav Flaubert. Deutsch von Heinrich Bürd. Berlin, Verlag von Hugo Steinig.

Flauberts gedankenschwere Erzählung, ein Meisterwerk an Geschlossenheit und Vollendung der Form, hatte bisher keinen deutschen Bearbeiter gefunden. In den letzten Jahren haben sich verschiedene dichterische Erzeugnisse mit dem Ende des Täufers Johannes befaßt. So schien es gerechtfertigt, die Arbeit des großen normännischen Erzählers dem deutschen Leser näher zu rücken. Die Kürze und Schärfe des flaubertschen Ausdruckes deutsch wiederzugeben, ist eine Aufgabe von eben so hohem Reiz wie großer Schwierigkeit. Kleine Freiheiten habe ich mir erlaubt. „Herodias“ lautet die Bezeichnung des 1877 erschienenen Originals. „Johannes“ mochte heutigen Tages den Vorzug verdienen. Einzelne Kleinigkeiten sind weggeblieben, wenige unwesentliche Zusätze sind gemacht. Eine Beilage enthält geschichtliche Angaben, besonders über die verwickelten Verwandtschaften im herodianischen Hause, führt die einschlägigen Stellen aus den Evangelien und aus dem Josephus auf und weist auf den Zusammenhang zwischen dem neueren „Johannes“ des Herrn Sudermann und der Erzählung von Flaubert hin. Der Franzose hat sich in allen wesentlichen und entscheidenden Punkten an den schlichten und großen Bericht der Evangelien gehalten. Dagegen war es sein Gedanke und seine Erfindung, die Römer und die römische Welt mit den Ereignissen in Zusammenhang und zu den Menschen in Judäa in Gegensatz zu bringen. Diese Gegenüberstellung ist in der Folge wiederholt, in ihrer Wucht und Bedeutung aber nicht erreicht worden. Es war wohl auch nicht nöthig, „Herodes zu überheroden“, wie jüngst geschahen. Die Pille, die der alte Feinschmecker von Rouen seinen Kostgängern gewürzt hat, ist genügend stark. Neuere Bearbeitungen des Stoffes können der Vergessenheit anheimfallen; der von Flaubert zu funkelnben Flächen und Kanten geschliffene Blutkarneol wird unerreicht weiterhin leuchten.

Heinrich Bürd.



Subskriptionfest.

Vom Gesichtspunkt ihrer eigenen Interessen aus hatte die Börse allen Anlaß, den unleugbaren Erfolg der neuen Anleihen kühl zu betrachten. Denn wenn das Publikum wieder anfängt, sich für die Kursentwicklung dreiprozentiger Konsols zu interessieren, so drohen dafür Einbußen auf dem Gebiet der Industrie-papiere. Von den vier Milliarden, die gezeichnet wurden, sind natürlich einige Milliarden verdächtig. Erstens giebt es viele Leute, die nur daran denken, an dem Emissionskurse von 92 einige Prozent zu verdienen; dann werden aber auch viele Anmeldungen von vorn herein verdoppelt und verdreifacht, weil die Zeichner sicher sein wollen, den wirklich gewünschten Posten zu erhalten, und endlich subskribiren gewisse Großbanken da, wo die Liste ihrer Auftraggeber schließt, noch für eigene Rechnung größere Beträge. Die Betheiligung des Auslandes mag vielleicht nicht sehr stark sein, obgleich das reiche Holland einen Bankdiskont von nur 2½ Prozent hat und aus Amerika bemerkenswerthe Zinsen — allerdings ganz unkontrollirbare — gemeldet werden. Alle diese Momente sind aber nicht stark genug, um den gewaltigen Erfolg der Anleihen zu erschüttern. Dieser Erfolg ist für Jeden, der aus Thatsachen Etwas zu lernen fähig ist, ungemein instruktio. Wurde nicht noch vor wenigen Wochen bezweifelt, daß Deutschland bei den starken Anforderungen seiner Industrie überhaupt 200 Millionen dreiprozentiger Konsols aufnehmen könne? Und jetzt hat sich herausgestellt, daß selbst ein dreifacher Betrag immer schlank unterzubringen wäre, denn 600 Millionen des gezeichneten Betrages mindestens können sicher als ernste, d. h. feste Anlagen gelten. Herr von Miquel kann zufrieden sein, — und eben so seine Rathgeber in diesem schwierigen Fall. Ich habe mich bemüht, von den verschiedensten Kommissionsgeschäften, solchen, die mehr mit dem sparenden Publikum, und solchen, die mehr mit Spekulanten zu thun haben, Auskünfte zu erhalten, und beinahe alle diese Firmen haben mir geantwortet, daß etwa die Hälfte der durch sie vermittelten Zeichnungen auf die Absicht fester Anlage hinzudeuten scheine. Ein solches Verhältnis ist durchaus befriedigend. Nun hat sich das deutsche Kapital nicht etwa plötzlich für drei statt für dreiundeinhalb Prozent begeistert; aber man hat sich schnell in das Unvermeidliche gefügt und zieht die Beständigkeit des geringeren Zinsfußes der Ungewißheit einer höheren Rentirung mit Recht vor. Dabei kann nicht genug betont werden, daß gerade jetzt erste Hypotheken wieder auf vier Prozent Verzinsung steigen und selbst sehr große Posten von unbedingtster Bonität auf zehnjährige Zeitdauer zu 3½ Prozent abgeschlossen werden. An ersten Hypotheken geht nur in den seltensten Fällen Etwas verloren; und wenn Das vorgekommen ist, wie z. B. in dem Sturmwehen des Völkerfrühlings anno Achtundvierzig, dann konnten Alle, die nur genug Muth hatten, beliebige Grundstücke selbst zu erstehen, nach kurzer Zeit schon bedeutende Gewinne realisiren. Deshalb nehmen auch viele große Kapitalisten lieber erstklassige Hypotheken als Pfandbriefe. Die Pfandbriefe, die übrigens auch von dreiprozentiger zu dreiundeinhalbprozentiger Verzinsung übergehen, werden vom Mittelstande bevorzugt, — von eben dem Mittelstande, dessen Leiden bekanntlich alle Parteien sich als Aerzte anbieten, der aber die Milliarden der Pfandbriefe bisher mit Leichtigkeit verdaut zu haben scheint. Dabei ist es vielleicht gut, einmal daran zu erinnern, daß dem Mittelstande in Deutschland schon recht lange der Untergang prophezeit wird.

Kuerbach schrieb im sechsten Kapitel seines „Diethelm von Buchenberg“ schon im Jahre 1852: „Und wo Drei im Vaterlande heutigen Tages beisammensitzen, sprechen sie über die fortschreitende Noth und Verarmung des mittleren Bürger- und Bauernstandes.“ Rühlich wäre es, wenn namentlich die Reichsbank und ihre sämtlichen Geschäftsstellen detaillierte Mittheilungen über die Zeichnung veröffentlichten, nicht nur über die Summen, sondern auch über die Persönlichkeiten. Das ergäbe werthvolles Material für eine allgemeine Statistik der Anlagefähigkeit.

Was will es dagegen bedeuten, wenn Herr Siemens im Reichstage die bekannten Zahlenspielerereien zum Besten giebt, nach denen jeder Preuße so oder so viel Vermögen besitzt? Die Hauptsache ist die Verteilung des Reichthums, besonders der Antheil der mittleren und unteren Klassen. Beachtenswerther war, was er über den Werth auswärtiger Anleihen als Deckung unserer Goldwährung sagte. Manchem scheint das Verhalten der Amerikaner, sich zum Ausgleich ihrer Einfuhren noch immer keiner fremden Staatsanleihen zu bedienen, schon recht veraltet. Eine weise Warnung lag auch in dem Hinweis des Dr. Siemens, daß ein großes Kapital mit großer Machtstellung einer Bank identisch sei. Nur gilt Das mehr von der Deutschen Bank als von der Reichsbank. Der Tag naht, an dem unsere großen Geldinstitute, die heute glauben, niemals zu viel Geld heranziehen zu können, mit ihren riesigen Mitteln ohne genügende Verwendung dastehen werden.

Die Börse hat sich also nicht sonderlich begeistert, — auch nicht für Bankaktien im Allgemeinen oder für die Aktien der Deutschen Bank, die eben jetzt in Mexiko ein großes Finanzunternehmen gegründet hat. Der Jahresabschluß der Nationalbank für Deutschland wurde nicht günstig aufgenommen. Bei der Deutschen Bank war es nicht sowohl die Befürchtung, zu hoch gespannte Erwartungen könnten von der Wirklichkeit enttäuscht werden, als der neue, aber schon feste Glaube, man sei vorläufig bei einer Maximaldividende angelangt. In der That: was nähren die glänzendsten Erfolge den Kursen unserer Bankaktien, wenn angenommen wird, daß sie in absehbarer Zeit nicht wieder erreicht werden können? Das ist aber die Auffassung der Börse; und auch ich habe mich hier früher schon der Meinung der Siemens-Kreise angeschlossen, daß wir uns auf ein baldiges Abbröckeln der Hochkonjunktur unserer Industrie gefaßt machen müssen. In dem Augenblick aber, wo der unternehmungslustige Theil des Publikums auch nur kleine Kurzurückgänge an seinen Industriewerthen erfährt, wendet er sich naturgemäß wieder den Staatspapieren zu, — und Das scheint die Gefahr, daß die neuen Konjols gegen Ende des Jahres stark sinken könnten, einigermaßen zu verringern. In dem Abschluß der Nationalbank für Deutschland macht sich auch der Ankauf des landauischen Bankgeschäftes geltend; die Erwerbstransaktion bleibt aber ziffernmäßig undurchsichtig. Auffällig ist das Stehenbleiben der Effekten- und Konsortialgewinne. Abzuwarten ist, ob nicht die Breslauer Diskontobank gerade in diesen Posten ein bedeutendes Plus aufweisen wird. Die Kurstreiberereien in österreichischen Bankaktien, auch in den Aktien der Kreditanstalt, mahnen zur Vorsicht.

Eigenthümlich ist die Lage des Bergwerkmарktes. Die fortgesetzt günstigen Situationberichte der Zechen haben die Kontremine von größeren Engagements abgeschreckt und die Folge davon war, daß die Steigerung ausblieb, die von Deckungskäufen der Börse auszugehen pflegt. Das Gegentheil war bei Hütten-

aktien der Fall, deren Kurssteigerung — die noch dazu in verhältnißmäßig kurzer Zeit eintrat — der Position verschiedener leidenschaftlicher Spieler bedrohlich zu werden begann. Daraufhin kaufte ein bekannter Faiseur aus Rühlheim an der Ruhr Unsummen von Prämien und forderte am Erklärungstage wider Erwarten die festen Stücke. Den Baissiers blieb nichts übrig, als zurückzukaufen, — und Das trieb die Kurse von Bochumern, Laura u. s. w. in die Höhe. Uebrigens muß auch der Unparteiische unsere leitenden Hüttenwerken als nicht zu theuer gelten lassen. Bochumer stehen bei 15 Prozent Dividende etwa 242, Laura bei 13 1/2 Prozent 224, Oberschlesische bei zuletzt 9 Prozent — und dieses Jahr werden es jedenfalls erheblich mehr — etwa 153. Dazu kommen die überaus starken inneren Abschreibungen, an die man sich meist erst dann erinnert, wenn ein neuer Hochofen oder gar eine ganze Waggonfabrik aus den laufenden Eingängen gedeckt werden.

Der Metallmarkt mit seinen zum Theil noch immer kolossalen Steigerungen wird von unseren Industriellen jetzt mit größter Spannung beobachtet. Prophezeiungen sind nicht gut möglich; heute wird Kupfer als überhoch angesehen, morgen kann eine kleine Abschwächung diese Ansicht scheinbar bestätigen und bereits übermorgen liest man wieder von Preiserhöhungen um zwei Pfund Sterling auf die Tonne in den londoner Depeschen. Unter solchen Umständen haben die Aktien einiger Kupferminen geradezu den abenteuerlichen Charakter der Goldshares angenommen. Besonders Amerika bringt jetzt nur zu oft neue Kupferminen auf den Markt, deren Aktien dann in London mit 1 Pfund Sterling eingeführt werden und gleich darauf in Paris auf 50 Francs, also auf die doppelte Höhe, emporschnellen. In Paris verwandelt sich jede von London ausgehende Hauffebewegung schnell in einen Taumel. Kupfer und Gold vertragen sich da mit einander vorzüglich. Das beweist auch das neue Unternehmen der Diskontogesellschaft und der Herren Werhner Beit in Deutsch-Südwestafrika. In Goldminen ist, wie die Transfers (Uebertragungspapiere) ausweisen, wenigstens bisher die deutsche Spekulation zurückhaltender gewesen als die der Engländer und Franzosen. Augenblicklich spielen zwei persönliche Umstände mit: der alte Robinson hat sich mit Werhner Beit ausgesöhnt, die sich auf die Börsenkünste besser verstehen — Randfontein würde in ihrem Besitz statt zu 3 1/2 Pfund Sterling wahrscheinlich schon zu 6 Pfund Sterling notirt werden — und es ist Aussicht vorhanden, daß Alfred Beit wieder in Johannesburg erscheint. Hält er sich für politisch nicht mehr gefährdet, so wird sehr bald auch wieder eine andere geprüfte Persönlichkeit ihre Hand in den dortigen Verhältnissen haben. Die Transvaalregierung hat bereits zwei Minen ein gewisses Entgegenkommen gezeigt: Jubilee und Salisbury sind ihre „Bewaarplazen“ (goldhaltige Plätze zum Aufbewahren der Geräte u. s. w.) zugesprochen worden. Wichtiger noch bleibt die Ergiebigkeit der Tiefbauminen. So hat man bei Rose Deep und Wildenhuis Deep auf Kohle gegraben und in der Tiefe plötzlich reiche Goldsunde gemacht.

Im Hintergrunde all der Ereignisse, die unsere Börsen bewegen, bleibt das neue afrikanische Goldland nach wie vor Gegenstand der laudendsten Hoffnungen. Nicht nur wegen des gelben Metalles, das wir uns dort holen, sondern auch wegen des wachsenden Konsums seiner europäischen Bevölkerung. Pluto.



Notizbuch.

Auf dem Grabe des Grafen Caprivi sind von den Trauerkränzen die goldenen Troddeln gestohlen worden. Ob der Thäter ein gemeiner Dieb war oder ob er durch eine symbolische Handlung zeigen wollte, an dieser Leiche werde allzu viel glänzender Glanz entfaltet? In jedem Fall hätte er nicht nur gegen das Strafgesetz verstoßen, sondern auch noch dem ungeschriebenen Sittengesetz der anständigen Leute häßlich gehandelt. Die Toten dürfen, wie es ihnen richtig scheint, ihre Toten begraben; und dem in Skryn von rathloser Jrrfahrt Ruhenden ist der Glanz auf seinem Grabe eben so zu gönnen wie der hymnische Trauerchor, den seine Trabanten anstimmten, als sie die erste schene Regung jaghafter Scham überwunden hatten. Bei uns zu Lande ist es ja immer noch üblich, die Toten in den Himmel zu heben; und die Macht der sichtbaren Thatfache wird verhindert, daß über den Grafen Caprivi das Urtheil der Geschichte gefällt werden kann. Er hat muthwillig den geheimen Vertrag aufgegeben, der uns für den Fall eines französischen Angriffskrieges die Neutralität Rußlands sicherte, und ist unbewußt ein mächtiger Förderer des franko russischen Bündnisses geworden, in dem der Kurzsichtige eine Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes, also eine Besserung der einst durch den Dreibund geschaffenen Lage, zu erkennen glaubte. Er hat, mit allen erreichbaren, auch mit nicht einwandfreien Mitteln, ein schlechtes Militärgesetz durchgebracht, dessen schwere Fehler erst zum Theil wieder gutgemacht worden sind. Er hat, durch den Verzicht auf Sansibar und Witu, durch die Beseitigung Wissmanns, durch das System Soden und durch seine von unkreitscher Anglophilie erfüllten Reden, die deutsche Kolonialpolitik so schwer geschädigt, daß viele ernste Patrioten dem in beinahe dithyrambischer Tonart gehaltenen Beileidstelegramm der Kaiserin Friedrich nur beistimmen werden, wenn in den seltsamen Satz, der von Caprivi's „sagenbringendem Wirken“ spricht, die beiden nicht unbedeutenden Wörter „für England“ eingeschaltet werden. Er hat durch unklare Jrrlichteliren und durch sein blindes Vertrauen in die staatsmännische Weisheit des Herrn von Rosciolski der ohnehin gefährdeten Sache des Deutschtumes in der Ostmark einen Schaden zugefügt, dessen Folgen erst allmählich und unter beträchtlichen Opfern beseitigt werden können. Er hat den im Auslande lebenden Deutschen den Schutz des Reiches, auf den sie gerechten Anspruch haben, in dunklen Stunden versagt und so den mühsam geschaffenen Ruf deutscher Macht und Zuverlässigkeit in der Fremde geschmälert. Er hat Handelsverträge geschlossen, deren technische Mängel längst nicht mehr geleugnet werden, die großen Schichten der produzierenden Stände die Lebensmöglichkeit vermindert haben und deren politische Wirkungen in der Zerklüftung der bürgerlichen Klassen heute noch schmerzhaft fühlbar sind und lange bleiben werden. Er hat das Volksschulgesetz vertreten und die Umstrukturvorlage vorbereitet und dadurch den Rufstand der Gebildeten gegen eine unmoderne und unkluge Regierung verschuldet. Er ließ sich zu dem Lox Heinz getauften Monstrum drängen, dessen heuchlerische Väterlichkeit uns dem Spott der kultivirten Menschheit preisgab und das nächstens wahrscheinlich, mit kaum wesentlichen Änderungen, unheilvolles Gesetz werden wird, weil der Widerstand der Modernen dagegen durch die Langeweile der Sache ermüdet ist und man sich fast schon schämt, überhaupt noch darüber zu reden. Er hat den diplomatischen Dienst des Reiches desorganisiert, die fähigsten Männer aus lohnendem Wirken entfernt, aus allen Ecken

und Winkeln die Bismarckfeinde herangezogen und sich durch sein Handeln, natürlich ohne ihn auszusprechen, zu dem hier oft warnend gedruckten Grundsatz bekannt: „Wer was kann, muß fort!“ Er hat den Kaiser schlecht berathen und am Meisten dazu beigetragen, daß die Verantwortlichkeit des Kanzlers verbunkelt wurde und die Gestalt des Monarchen, ohne, nach Bismarcks Wort, durch ministerielle Kleidungsstücke vor ehrfurchtlosen Blicken geschützt zu sein, immer häufiger in den Vordergrund trat. . . Die Liste ließe sich leicht verlängern; doch schon das Gesagte zeigt wohl, daß es selten einen Minister gab, dessen Thätigkeit seinem Lande, statt ihm zu nützen und sein Ansehen zu heben, so verhängnißvoll geworden ist. Der Kaiser hat an den Reffen des Verstorbenen telegraphirt: „Als Soldat von seinen Kriegsherrn immer hochgeschätzt, als Reichskanzler mein arbeitsfreudiger, überzeugungstreuer Mitarbeiter, hat Graf Caprivi auch in der Zurückgezogenheit seiner Inaktivität es verstanden, sich die Anerkennung und Dankbarkeit seines Königs und Kaisers zu erwerben.“ Da der Kaiser doch sicher nicht meinen kann, Dank und Anerkennung erwerbe jeder entlassene Minister, der, im Gegensatz zu Bismarck, wenn er fortgeschickt ist, schweigt und sich in still duldendem Gehorsam ins Unvermeidliche fügt, wäre es wichtig, zu erfahren, welche Verdienste der Graf von Caprivi sich, seit er von Berlin schied, um das Reich und den ersten der deutschen Bundesfürsten erworben hat. Einstweilen sind diese Verdienste unbekannt und ihre Spur finden wir auch in den Totenhymnen nicht, die den zweiten Kanzler flink zum Heros erhöhen möchten. Unter all den jetzt auftauchenden „Erinnerungen“ an den lange vergessenen Mann ist eigentlich nur die eine erwähnenswerth, die berichtet, der General von Caprivi habe einmal nachts auf die trotz der späten Stunde noch hellen Fenster vor Bismarcks Arbeitszimmer gedeutet und gesagt: „Der mal Dessen Nachfolgerschaft übernimmt, muß ein dummer Kerl sein!“ . . . Die Goldtrödeln sind von den Trauerkränzen auf seinem Grabe gestohlen worden und die Preislieder werden ehelos ins Meer verhallen. Das Zufallswort aber, das er in guter Stunde vor fast zwanzig Jahren sprach, kann uns daran mahnen, daß selbst der Nachfolger und eifrige Bekämpfer Bismarcks, der Mann, der in der Reichsgeschichte stets als ein täppischer Unheilbringer fortleben wird, auf mitleidiges Gedenken berechtigten Anspruch hat.

Wie es nach der in der „Zukunft“ seit ihrem Bestehen geltenden Sitte üblich ist, spricht, nach dem Abgeordneten Ein, Kaiser — dem jetzigen österreichischen Finanzminister —, Pfersche und Becker, heute hier wieder ein Führer der Czechen, Herr Dr. Kramarz, über den deutsch-böhmischen Sprachenhader. Ihm wird bald wohl ein Deutscher antworten; und so kann allmählich vielleicht eine Klärung der wirren und vielleicht auch für uns nicht gefahrlosen Lage des Nachbarreiches herbeigeführt werden. Dem Reichsrathsabgeordneten Kramarz ist in der deutschen Presse ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß er in einem für die Revue de Paris geschriebenen Artikel den Dreibund neulich einem „abgespielten Luxusklavier“ verglichen hat, das nur zur Zier noch im Zimmer stehe. Herr Kramarz ist Czeche und vertritt, wie sich gebührt, offen den nationalen Standpunkt seines vorwärts strebenden Stammes. Aber giebt es denn unter Deutschen heute, nach den russisch-österreichischen Abmachungen, nach der Orientreise des Deutschen Kaisers und in der Ära Thun, noch Raibe, die wähnen, der Dreibund sei mehr als ein Luxusmöbel, das man an Festtagen zur Ausstattung kahler Wohnräume herbeischleppt?